3 3433 07596873 9

Children — Anecdotes, fractures,
satire, etc

Karl Eugen Schmidt

„Mein Sohn und ich"

Aufzeichnungen eines Vaters

Stuttgart
Deutsche Verlags-Anstalt

Von **Karl Eugen Schmidt** erschien ferner in unterzeichnetem Verlage:

Aus dem Tagebuch eines Säuglings

5. Auflage. Gebunden M. 3.—

:: Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart ::

Karl Eugen Schmidt

Mein Sohn und ich

Aufzeichnungen eines Vaters

Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt
1908

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
517857 A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1931 L

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

1

Junge Vatersorgen

Der Knabe Hans fängt an, mir fürchterlich zu werden: er kann jetzt laufen und macht den ausgiebigsten Gebrauch von diesem Talent. Nichts ist vor ihm sicher: er respektiert die Teller auf dem Tische so wenig wie meine Manuskripte, die er am Rande des Schreibtisches ergreifen kann. Nur das Feuer kennt und fürchtet er, und ich schmeichle mir mit dem Gedanken, mein Sprößling müsse ganz besonders klug sein, weil er die Gefahr des Feuers kennt, ohne sich jemals gebrannt zu haben. Aber in Wirklichkeit kennt er sie gar nicht. Er fürchtet sich nur vor dem Kamin, weil man ihn jedesmal zurückreißt oder wenigstens durch tadelnden Zuruf zurücktreibt, so oft er in seine Nähe kommt. Warum er die Flamme nicht angreifen soll, weiß er nicht; er weiß nur, daß er sie nicht angreifen soll: Kadavergehorsam, abscheulicher Gedanke. Sollte mein Sohn das Zeug zum Knecht und Sklaven in sich haben, der den Anordnungen des Herrn gehorcht, mag er sie verstehen oder nicht? Das muß ich ihm austreiben, mag auch die väterliche Autorität dabei etwas leiden.

Zuerst habe ich mich über ihn gefreut, wie er alles für sich allein lernte. Ich war stolz, zu sehen, daß er

30 X 637

auf eigne Fauſt vorging und den Gebrauch ſeiner Hände und Finger wie ſeiner Füße und Beine einzig und allein durch eignes Probieren entdeckte und ausbildete. Auf irgendeine Nachahmung ließ er ſich nicht ein. Man konnte ihm zwanzigmal vormachen, wie man ein Stück Holz, einen Löffel oder ſonſt etwas zweckmäßig ergreift, wie man den Daumen den vier andern Fingern gegenüberſtellt und wie man zum Faſſen nicht mit dem Rücken, ſondern mit der inneren Handfläche ankommen muß. Er kümmerte ſich um kein Beiſpiel, ſondern verfolgte ſeinen mühſamen und langwierigen, dafür aber deſto ſichereren und lehrreicheren Weg des ſelbſtändigen Probierens. So hat er gelernt, Hände und Füße zu gebrauchen, denn auch das Gehen fand er allein, ohne Gängelband oder ſonſtige Vorrichtung. Zuerſt hielt er ſich an den Möbeln und an der Wand; nach und nach wagte er es, den Stützpunkt fahren zu laſſen, und endlich marſchierte er ſeelenvergnügt und ſtolz im Zimmer auf und ab und krähte vor Freuden, wenn wir dabeiſaßen und ihn mit frohen Zurufen aufmunterten und belohnten. Da dachte ich: Dieſer Junge iſt ein Mordskerl; er verläßt ſich nicht auf das Urteil andrer Leute, ſondern unterſucht alles für ſich allein. Darin muß ich ihn beſtärken.

Aber ſeither hat er ſich geändert, und jetzt denke ich mit Schrecken, daß ich da einen kleinen Affen aufziehe. Jetzt macht er alles nach, was er ſieht und

hört. Er ſpitzt den Mund, wenn ich pfeife, er klopft auf den Tiſch, klatſcht mit den Händen, zappelt mit allen Gliedmaßen, grunzt, knurrt und ziſcht, wenn ihm das jemand vormacht; er hält alle Lappen an die Naſe und führt die Mimik und das Geräuſch des Schneuzens aus, er ſteckt meine lange Pfeife, wenn er ſie in der Ecke entdeckt und hervorgezogen hat, in den Mund, und zwar am richtigen Ende. Sollte dieſer Junge ein unſelbſtändiges Weſen werden, das dem Nachbar alles abguckt und nachmacht? Das muß ich zu vereiteln ſuchen.

Er erinnert mich nicht nur an einen Affen, ſondern auch an einen jungen Hund, an einen ſehr gelehrigen jungen Hund, den man leicht dreſſieren könnte. Ich dreſſiere ihn jetzt zum Apportieren. Dazu habe ich ihm einen Lederball mitgebracht. Ich werfe den Ball in eine entfernte Ecke des Zimmers, Hänschen tappt dahin, hebt ihn auf, bringt ihn zurück, ich werfe ihn von neuem, er holt ihn wieder, und das geht ſo lange. bis ich genug davon habe. Sollte Hans zum Ausläufer geboren ſein, zum Dienſtmann oder zum Hausknecht? Darauf muß ich achtgeben, und wenn ich ſo was merke, werde ich einen Dienſtmann aus ihm machen, er hat wenigſtens weiter keinen Herrn als das geſamte Publikum, und deſſen Knecht bin ich auch, und ſind wir alle, ſolange wir nicht im auſtraliſchen Buſch, in der Libyſchen Wüſte oder auf einer einſamen Inſel leben.

Wäre es nicht beſſer, wenn ich ihn in eine ſolche Einſiedelei ſchickte? Meiner Treu, ich glaube es. Ich glaube es wirklich. Kein größeres Unglück kann einem Kinde geſchehen, als in einer Millionenſtadt auf die Welt zu kommen und zwiſchen grauen Hausmauern auf grauem Straßenpflaſter zu ſpielen. Und alles Unglück, was uns ſpäter begegnet, wird uns von Menſchen zugefügt. Die Natur tut uns nichts, ſie iſt milde und gut. Und der Glücklichſte iſt der, der ihr am nächſten ſteht. Der Großſtädter ſteht ihr am fernſten. Er hat nur Menſchen und ihre Werke um ſich, keine Natur. Deshalb iſt er am unglücklichſten. Das glücklichſte Leben aber führen die Einſiedler. Ich habe einige kennen gelernt. Sie ſind freilich nicht recht bei Troſt, plaudern laut mit ſich, mit ihrem Teekeſſel, mit dem Baumſtumpf, an den ſie ihr Pferd binden, und mit dem Meſſer, das nicht ſchneiden will. Aber iſt das ein Unglück? Man könnte es eher ein Glück nennen. Iſt es närriſch? Man könnte es faſt für weiſe erachten. Denn wer von uns Großſtädtern plaudert nicht täglich mit Menſchen, die einfältiger ſind als Baumſtümpfe und Teekeſſel, unnützer als ſtumpfe Meſſer, boshafter und ſchädlicher als der ſtörriſchſte Gaul?

Hänschen gibt mir zu andern Vergleichen aus dem Tierreiche Anlaß. Mitunter hat er etwas von einem Hahn, von einem krähenden Gockelhahn, der ſich auf der Höhe ſeines Miſthaufens emporreckt, Hals und

Kopf hebt, ſo hoch er kann, und mit ſchriller Stimme den Hennen ſeinen Standpunkt verkündet. Dieſe Hahnenſtellung nimmt mein Herr Sohn gewöhnlich ein, wenn man ſeinen Stolz beleidigt hat und er es für nötig hält, den Leuten zu zeigen, daß man mit einem Herrn von ſeiner Art nicht ſo reſpektlos und dreiſt umſpringen darf. Hat er zum Beiſpiel ein Meſſer oder eine Gabel auf dem gedeckten Tiſch erſpäht und in ſeine Gewalt bekommen, ſo gerät er in große Entrüſtung, wenn man ihm das gefährliche Inſtrument abnimmt, und wütet er mit einem Löffel gegen die Scheiben meines Bücherſchrankes, ſo hält er es für einen unverſchämten Eingriff in ſeine unveräußerlichen Rechte, wenn ich ihm das meinen Scheiben klirrende Vernichtung drohende Werkzeug entziehe. Dann reckt er ſich auf, hebt das Köpfchen auf dem langen Hälschen und kräht mich herausfordernd an. Zwar haben ſeine ſechzehn Monate noch nichts mit artikulierten Lauten zu tun, aber er beſitzt Töne und Gebärden genug, um zahlreiche Gemütsſtimmungen zur deutlichſten Ausſprache zu bringen. Freude, Entrüſtung, Zorn, Ungeduld, Habſucht, Abſcheu und ein Dutzend andre Regungen des menſchlichen Gemütes weiß er ganz vortrefflich auszudrücken, ſo daß man keinen Augenblick über die Bedeutung ſeiner Aeußerungen im Zweifel bleiben kann.

Und ebenſogut verſteht er, was man ihm ſagt, ohne unſre Sprache zu kennen. Man braucht ihn nur

anzublicken, um ihm begreiflich zu machen, daß er das Ding, was er da eben vom Stuhl oder vom Tiſch reißen will, nicht anrühren darf. Tut es der bloße Blick nicht, ſo genügt ein kurzes ſtrenges Wort. Freilich geht es nicht ohne Proteſtbewegung ab. Er will wenigſtens ſeine Menſchenwürde wahren und durch ſeinen Proteſt dartun, daß er zwar gehorcht, aber damit keineswegs ſein Recht auf den betreffenden Gegenſtand aufgibt. Er fügt ſich der Gewalt des Stärkeren, aber das gute Recht iſt auf ſeiner Seite, und bei paſſender Gelegenheit wird er davon Gebrauch machen. Hoffentlich bleibt er ſo und wird kein folgſames Schaf in der frommen Herde.

Nein, zum Schafe ſcheint er mir nicht ſehr viel Anlage zu haben, eher zum ſtörriſchen Mauleſel. Denn er fügt ſich nicht immer der väterlichen oder mütterlichen Anordnung, obſchon er ſie ſehr wohl verſteht. Wieder und wieder kehrt er zu dem verbotenen Spiel zurück, und wenn er ſchließlich das Vergebliche aller ſeiner Bemühungen eingeſehen hat, gerät er in grauſige Wut, wird rot wie ein Puter und möchte vor Zorn erſticken. Ich glaube, wenn er da eine Dynamitbombe bei der Hand hätte, würde er die ganze Welt in die Luft ſprengen. Uebrigens behauptet ſeine Mutter, das hätte er vom Vater, während dieſer ſich als den nachgiebigſten, geduldigſten und gutmütigſten Menſchen von der Welt zu kennen glaubt.

Endlich iſt da noch ein Tier, an das Hänschen mich

erinnert: jener treffliche Vetter des Elefanten und des Nilpferdes, der uns die zarten Schinken und die wohlschmeckenden Würste liefert. Ja, es ist kein Zweifel: mehr als zum Schaf, zum Gockelhahn, zum Affen und zum Hunde neigt mein hoffnungsvoller Sproß zum Schwein. Es ist nicht zu sagen und noch weniger zu schreiben, was er alles auflieſt und verspeist, wohinein er seine Finger steckt und womit er sich das Gesicht beschmiert. Er kennt weder Scham noch Schande, er ekelt sich vor nichts, und wenn es wahr ist, daß dem Reinen alles rein, so ist mein Sohn der Reinste der Reinen. Er weiß nichts von den Folgen der Sünde Evas und Adams. Die Schuppen der Unschuld bedecken seine Augen, er kennt seine Nacktheit nicht und bedarf keines Kleides aus Feigenblättern.

Kurz, um es gerade herauszusagen: mein Sohn ist ein Engel. Es mag manchen Leuten betrübend sein, zu einem solchen Schluß kommen zu müssen, aber ich sehe keinen Ausweg. Hänschen ähnelt allen möglichen Tieren, deshalb ist er ein Engel. Denn die Tiere sind unschuldig, und wenn sie gegen die von Menschen erdachten Gebote des Anstandes, der guten Sitte und der Ehre fehlen, so fehlen sie aus Unwissenheit. Den Kindern geht es ebenso: sie sind rein und unschuldig wie Tiere, das heißt wie Engel. Wir nichtswürdigen Bösewichter aber können das nicht leiden. Wir führen sie an den Baum der Erkenntnis und stecken ihnen die abscheulichen Aepfel in die lieben kleinen Mäuler.

Wir ſagen ihnen, daß man ſich ſeiner Nacktheit ſchämen müſſe, wir verbieten ihnen die natürlichſten und damit unſchuldigſten und reinſten Dinge, indem wir ſie als erſchreckliche Sünden rügen, kurz, wir bemühen uns aus Leibeskräften, die armen kleinen Schelme aus dem Paradies ihrer Unſchuld zu verjagen und ſie mitten in die mit Dornen und Diſteln beſtandenen Aecker zu ſtellen, wo ſie im Schweiße ihres Angeſichtes ihr Brot verzehren müſſen.

Jawohl, das tun wir. Und dabei bilden wir uns auch noch ein, unſre Kinder gern zu haben, und wir haben ſie wirklich gern. Und dieſe ganze Geſchichte zeigt wieder einmal, daß Gott den Menſchen nach ſeinem Bilde geſchaffen hat, denn auch Gott ſetzte ſeinen lieben Kindern den vermaledeiten Baum der Erkenntnis ins Paradies, und daneben ſetzte er die Schlange, damit ſie den armen Kleinen die Augen öffne. Und die Schlange ſprach zu ihnen: „Ihr werdet ſein wie Gott!“ und nun ſind wir wie Gott, wenigſtens in dem Punkte, daß wir unſern Kindern den böſen Baum ins Paradies pflanzen und ſie ſchließlich aus dem Garten Eden verjagen. Dieſe Gottähnlichkeit kann uns niemand ſtreitig machen.

2

„Janjan“ und „Miſère“

Es iſt ein weitverbreiteter Aberglaube, daß man von Tag zu Tag und von Jahr zu Jahr zunehme an Alter, Weisheit und Verſtand. An Alter, ja, das will ich zugeben. Das iſt leider wahr. Aelter werden wir mit jedem Tag und ſogar mit jeder Stunde, aber weiſer und verſtändiger? Ach Gott, ach Gott, ich fürchte ſehr, das iſt ein Irrtum. Als beſcheidener Menſch kann ich nur von meiner eignen Perſon reden. Weiß der Himmel, ich fühle deutlich, wie ich dümmer werde, dümmer, fauler, unverſtändiger. Und wenn Sie, geneigter Leſer, in ſich ſchauen und ehrlich ſein wollen, ſo werden Sie wahrſcheinlich das nämliche an ſich beobachten. Was abnimmt und endlich ganz verſchwindet, das iſt die Elaſtizität des Geiſtes, die Spannkraft, das Schwungbrett, von dem aus unſre Gedanken ihre Sätze und Kapriolen machen. Dieſes Schwungbrett roſtet ein, vermorſcht, ächzt und knarrt in den Fugen, bricht ſchließlich ganz zuſammen, und dann können wir nur noch armſelige, zögernde, kleine Schritte machen. Der Teufel ſoll es holen, aber ſo iſt es.

Und daß es ſo iſt, das iſt der Grund, daß wir einen ſolchen Spaß an unſern Kindern haben. Kein Zweifel, daß ſie ſich alle gleich ſind, eins ſo unwiſſend, töricht,

unartig wie das andre, aber jeder Vater und jede Mutter bildet ſich ein, er und ſie habe etwas ganz Beſonderes zur Welt gebracht, und das muß ſo ſein. Wäre es nicht ſo, wer würde die Laſt der Kindererziehung auf ſich nehmen, wer würde aushalten, was alle Eltern jeden Tag aushalten? Aber wir halten es aus, und wir freuen uns über die Kleinen, als ob ſo tüchtige Kerle noch nie vorher in die Welt gekommen wären. Das tun wir erſtens aus Eigenliebe und zweitens wiederum aus Eigenliebe. Eigentlich wollte ich ſagen: zweitens aus Eitelkeit, aber dieſe Eitelkeit iſt im Grunde auch weiter nichts als Eigenliebe.

Ueberhaupt tut der Menſch ungefähr alles, was er tut, aus Egoismus. Gute wie böſe Taten entſpringen aus dieſem nämlichen Beweggrund. Mancher Menſch bildet ſich ein, es ſei Nächſtenliebe, die ihn in die Taſche greifen und dem abſcheulichen blinden oder lahmen Orgler eine möglichſt kleine Geldmünze reichen läßt. Er irrt ſich. Ich weiß es beſtimmt. Ich greife ſelbſt ſehr oft in meine Taſche und reiche ein Zweiſousſtück hin. Aber ich weiß, aus welchen infamen Gründen ich das tue. Der Anblick des Bettlers iſt mir unangenehm. Ich gebe ihm ſeine zwei Sous, damit er fortgehe und nicht mehr meine Augen beleidige. Aus dem nämlichen Grunde würde ich, wenn ich es könnte, allen armen Teufeln eine Penſion auszahlen, ich würde ſie aufs Land ſchicken, auf grüne Wieſen, in luftige Gegenden, wo dicke und nahrhafte Kartoffeln wachſen

und wo eine frische, gesunde Luft weht. Im Grunde: was liegt mir dran, ob die Leute satt oder hungrig, ob sie lustig oder traurig sind, wenn ich nichts davon weiß? Wenn ich es aber weiß, wenn sie ihr Leiden vor meinen Augen zeigen, dann ist mir das höchst unangenehm. Mit Nächstenliebe hat das also nichts zu tun, gar nichts. Es ist der reinste Egoismus. Ich will zufriedene und fröhliche Gesichter um mich sehen, weil das auch mich zufrieden und fröhlich macht. Und wenn ich an einem Bettler vorübergehe, der den Kranken und Hungernden gut markiert, nutzt es nichts, daß ich mir mit trefflichen Gründen vorstelle, wie dieser Halunke höchstwahrscheinlich ein Heuchler und professioneller Tagedieb ist. Es könnte doch immer möglich sein, daß der Mann wirklich Hunger hätte, und dieser Gedanke ist äußerst unangenehm. Ich bin satt und warm und dieser Bursche friert und hungert. Und für zwei lumpige Sous erkaufe ich mir Ruhe. Und das nennen die kurzsichtigen Toren nachher Nächstenliebe! Eine schöne Nächstenliebe! Egoismus ist es, nackter, abscheulicher Egoismus!

Und aus Egoismus lieben wir auch unsre Kinder, aus Eigensucht und Eigenliebe. Wir bilden uns nämlich ein, unsre Kinder seien eigentlich nur neuere Auflagen von uns selbst, und wir erkennen uns selbst in ihnen. Wir lieben uns also selbst in ihnen. Natürlich ist das auch wieder ein Irrtum. Soviele Eigenschaften das Kind auch mit dem Vater teilen mag, ebensoviele

beſitzt es hinwiederum, die dem Vater fremd ſind. Aehnlich mögen die beiden ſein, gleich aber nur in den allerſeltenſten Fällen, und ſelbſt wenn ſie gleich ſind, haben ſie doch verſchiedene Intereſſen, die die verſchiedene Perſönlichkeit dartun. Der Vater will zum Beiſpiel ſeine Zeitung leſen oder einen Brief ſchreiben, der Sohn aber will auf des Vaters Knie ſitzen oder das väterliche Ohr zupfen oder ſonſt irgendeine Teufelei anzetteln, die den Abſichten des Vaters ſchnurſtracks zuwiderläuft. Trotzdem meint der beglückte Alte, der Sohn ſei er ſozuſagen ſelbſt, und das iſt der Grund, ihn zu lieben. Es iſt auch der Grund, ihn für einen Mordskerl zu halten, denn jeder hält ſich insgeheim für einen Mordskerl. Wir ſagen es nicht alle laut, wir ſchreien es nicht alle in die Welt hinaus. Das tun nur die wenigſten von uns, die Mehrzahl behält die Ueberzeugung von der eignen Vortrefflichkeit für ſich und gibt das Geheimnis nur in intimer Geſellſchaft oder nach hinlänglichem Genuß begeiſternder Getränke preis. Aber ſicher iſt, daß ein jeder von uns dieſe gute Meinung von ſich hat. Und logiſcherweiſe haben wir dann die nämliche gute Meinung von unſern Sprößlingen. Wir lachen ſehr über den Nachbar, der ſeinen ungeratenen Lausbuben für etwas ganz Beſonderes hält, und wundern uns über die Nachbarin, die nicht einſieht, daß ihr Aelteſter dumm wie Bohnenſtroh und ihr Jüngſter noch dümmer iſt, aber uns ſelbſt geht es ganz genau ebenſo. Den Teufel auch: ſoll ich

das Weſen, das ich für mein eignes verjüngtes Ich halte, für dumm erklären? Soll ich irgendeinen Fehler an ihm entdecken, der ſich nicht in einen Vorzug ummünzen ließe? Nein, das kann kein Menſch von mir verlangen.

Alſo bin ich entſchuldigt, wenn ich meinen nunmehr zweiundeinhalbes Jahr zählenden Erben für ein Genie erſten Ranges halte. Sicher iſt er geſcheiter als ich ſelbſt. Geſcheiter, weil er jünger iſt. Wie ſchon erklärt, fange ich an einzuroſten. Bei ihm aber iſt davon keine Rede. Davon wird er erſt in dreißig Jahren etwas ſpüren. Jetzt iſt er geſchmeidig, elaſtiſch, aufnahmefähig wie ein Luftballon, der eben mit Gas vollgeblaſen werden ſoll. Ich bin einer von den Leuten, die ihm das Gas einblaſen. Alſo bin ich ſtolz auf ihn und auf ſein Gas, und wenn er ſein Genie betätigt, zittere ich vor ſtolzer Freude. Wenn er zum Beiſpiel Kuchen, Bonbons oder ſonſt eine Süßigkeit verlangt und die Antwort erhält, es ſei nichts mehr da, er habe alles aufgegeſſen, ſo gibt er ſich damit keineswegs zufrieden, ſondern ſagt in ſeiner lakoniſchen Sprache:

„Janjan, ſehen!“

Janjan heißt er ſelbſt, deutſch Hans, franzöſiſch Jean, daraus hat er Janjan gemacht. Janjan glaubt nicht, daß kein Bonbon mehr im Hauſe ſei, denn er hat ſchon einmal jemand beim Flunkern in dieſem Fall erwiſcht. Seither traut er nur noch den eignen Augen. Er will ſehen, ehe er glaubt. Das gefällt mir. Der

ungläubige Thomas hat mir von je gefallen, ſchon in der Schule, als wir ſeine Geſchichte zum erſtenmal erfuhren. Es kam mir ſonderbar vor, daß man ihn ob dieſer Ungläubigkeit ſchalt und die andern Jünger, die glaubten, ohne geſehen zu haben, lobte. Es mag ſein, daß dieſer blinde Glaube nötig iſt, um in den Himmel zu kommen. Ich weiß es nicht, aber jedenfalls werde ich nicht hineinkommen, wenn man das verlangt. Und meine Eigenliebe bringt mich dazu, mich über die gleiche Gemütsrichtung meines Sohnes zu freuen. Selber ſehen will Janjan, und da hat er recht.

Ein weiſer Amerikaner hat geſagt: „Wenn dir an einer Beſorgung nicht viel gelegen iſt, ſo ſchick' einen andern! Iſt dir aber an der Sache gelegen, ſo geh' ſelbſt!" Ebenſo denke ich: „Wenn dir an einem Irrtum mehr oder weniger nichts gelegen iſt, ſo glaub' ohne weiteres, was dir die Leute erzählen! Willſt du aber deiner Sache ſicher ſein, ſo geh' ſelbſt hin und gebrauche Augen, Ohren und alle übrigen Sinne!"

Daß mein Sohn ebenſo denkt, freut mich.

Wenn Käſe auf den Tiſch kommt, ruft Janjan: „Automobil!"

Zuerſt verſtand ich das nicht. Was in aller Welt hat ein Automobil mit Käſe zu tun? Endlich kam mir ein Dämmerſchein: mein Sohn iſt einfach ein ganz großartiger Kerl, ein Lumen mundi erſten Ranges. Ein Käſe ſieht allerdings nicht aus wie ein Automobil, und obgleich er auch manchmal von ſelbſt wandert, ſo

konnte es doch dieſe Eigenſchaft nicht ſein, die Janjan zu dem Vergleich veranlaßte. Aber der Geruch! Merken Sie etwas? Wundert mich nur, daß Janjan den Vergleich nicht noch auf andre Dinge ausdehnt. Aber dazu iſt er zu wohlerzogen.

Janjan glaubt an die Allgewalt der mütterlichen Liebe und an die Wunderkraft ihrer rein äußerlichen Betätigung. Vorgeſtern iſt er mit der Mutter ſpazieren gegangen. An der Straßenecke ſah er einen Bettelmuſikanten, der ein hölzernes Bein hatte. So was hatte er noch nie geſehen, und der Anblick tat ihm weh. Er riß und zog an der Hand der Mutter, damit ſie zu dem Muſikanten hingehe:

„Armer Mann! Hat Wehweh an Bein: gib Kuſſi, Mama!“

Und als die Mama trotz wieder und wieder, immer dringlicher, flehentlicher, gebieteriſcher ausgeſprochener Aufforderung das Bein des armen Teufels nicht küſſen und dadurch das Holz in Fleiſch und Bein verwandeln wollte, machte Hans einen Heidenlärm auf der Straße und brüllte dermaßen, daß alle Leute ſtehenblieben und zuſchauten.

„Mama, gib Kuſſi! Armer Mann, Wehweh an Bein! Gib Kuſſi!“

Die Mutter rettete ſich mühſam, den ſchreienden und ſich ſträubenden Jungen fortſchleppend.

Ach Gott, wie ſchön iſt es, wenn man weniger als drei Jahre alt iſt! Wie glücklich iſt mein Sohn!

Wenn er ſich irgendwo wehgetan hat, gibt ihm die Mutter einen Kuß, und das Wehweh iſt weggeblaſen. Und da hält er den mütterlichen Kuß für das Univerſalheilmittel, womit man Blinde ſehen und Lahme gehen machen kann.

Aber der Bettler mit dem Stelzbein hat ihm einen Stoß gegeben: er hat ihn ein klein wenig aus ſeinem Paradieſe getrieben: zwar zweifelt er noch nicht an der Allmacht des mütterlichen Heilmittels, aber an der Güte der Mutter iſt ihm ein leiſer Zweifel aufgeſtiegen. Als er heimkam, erzählte er ſeine Geſchichte und ſchloß:

„Mama will nicht Kuſſi geben armem Mann, Wehweh an Bein. Böſe Mama das! Böſe Mama das!“

Ja, er fängt ſchon an, durch die Löcher und Spalten im Zaun aus dem Paradieſe herauszuſchauen. Jetzt denkt er, die Mutter iſt böſe, weil ſie das Stelzbein nicht heilen will. Später wird er merken, daß ſie es nicht heilen kann. An ihrer Güte wird er nicht mehr zweifeln, aber mit dem Glauben an ihre Allmacht wird es vorbei ſein. Die Mutter iſt ſein Gott, und es geht ihm, wie es uns mit unſern Göttern geht — freilich nicht ganz ſo ſchlimm, denn wenigſtens an der Exiſtenz iſt da nicht zu zweifeln, nicht an der Exiſtenz und auch nicht an der Liebe. Nur die Allmacht ſchwindet — mit Gott geht es uns ſchlimmer.

Die Mutter findet reichliche Gelegenheit, ihr Univerſalheilmittel anzuwenden, denn Hänschen verſteht es, ſich auf alle erdenkliche Art wehzutun. Er ſtößt

mit dem Kopf gegen die Wand, gegen die Tür, gegen irgendeine Ecke, er klettert auf Stuhl oder Tiſch und ſtürzt mit Gekrach herab, er klappt aus unergründlichen Urſachen plötzlich die Zähne zuſammen und beißt ſich dabei auf die Zunge, er klemmt ſich die Finger an Türen und Schubladen, er fällt jede halbe Stunde auf die nackten kleinen Knie, die infolgedeſſen beſtändig kriegeriſch, geſchunden, blutrünſtig, narbenbedeckt ausſehen, er erwiſcht das Federmeſſer des Vaters vom Schreibtiſche, irgendein Tiſchmeſſer in der Küche und hackt damit an ſeinen Fingern herum, er plotzt auf die Naſe, daß es nur ſo quietſcht, kurz, ſein Erdenwallen iſt ein beſtändiger Kampf mit den ihn umgebenden Gegenſtänden, ein Kampf, bei dem er zwar ſiegt, aber der Sieg koſtet ihn Mühen und Wunden.

Zu den lebloſen — für uns erwachſene und ſteife, phantaſieloſe und hölzerne Menſchen leblos, für Hänschen aber ſehr lebendig, mit Schalkheit und Mutwillen angefüllt — zu dieſen lebloſen Dingen alſo hat ſich ſeit ein paar Wochen ein lebender Feind geſellt. Jetzt muß Hans ſich nicht nur gegen die Tücken der Tiſchecken, der Türen, des Ofens, der Wand, des Fußbodens, des Tintenfaſſes u. ſ. w. verteidigen, ſondern ſein grimmigſter Widerſacher iſt „Miſère“, der Hund.

Er heißt Miſère, weil er höchſt miſerabel ausſah, als er zu uns kam. Ich fand ihn naß und ſchmutzig, ausgehungert und lahm an der kleinen Place Ravignan, als ich nach Mitternacht auf dem Heimweg vorüber-

kam. Der arme Kerl raffte ſich mühſam auf und folgte mir, als ich ein paar Worte mit ihm geredet und das wollige Fell geſtreichelt hatte. Zuerſt war er zurückgezuckt, wahrſcheinlich empfangener Prügel eingedenk, dann trottete er hinter mir her.

Miſère iſt nicht der erſte herrenloſe Hund, den ich bei mir aufnehme. Aber früher dauerte dieſe Gaſtfreundſchaft nie ſehr lange. Was ſollte ich in meiner Junggeſellenſtube mit einem Hunde anfangen? So ein Tier hat leider ſeine ſehr natürlichen Bedürfniſſe, und für ihre Befriedigung mag ich meine Stube nicht hergeben. Wenn ich alſo den armen Teufel des Nachts beherbergt hatte, nahm ich ihn am nächſten Tage mit ins Speiſehaus, ließ ihn gehörig füttern und — verlor ihn dann wieder, was in einer großen Stadt eine ſehr leichte Sache iſt.

Aber jetzt iſt das anders. Ich bin — hören und ſtaunen Sie — Beſitzer eines Gartens, eines wirklichen Gartens: eines Gartens, wo wirkliche, tatſächliche Bäume wachſen, wo Blumen blühen, wo Büſche grünen, wo der Wind in den Zweigen rauſcht, wo die Vögel Neſter bauen, wo die Katzen der Nachbarn ihre Konzerte geben. Folgern Sie aber daraus nicht, daß ich Millionär geworden bin. Leider nicht! Es iſt wahr, daß in Paris nur Millionäre wirkliche Gärten beſitzen. Aber es gibt Ausnahmen, erklärliche Ausnahmen. Meine Ausnahme erklärt ſich dadurch, daß mein Garten ganz oben auf der Spitze des Mont-

martre liegt, wo die Droſchkenkutſcher nicht hinfahren wollen oder können, wo es nach zehn Uhr abends unheimlich ſtill und einſam iſt, wo uralte kleine Häuſer ſtehen, wo kein Menſch wohnen will, der mit dem „monde“ zu tun hat. Mit dem kleingeſchriebenen franzöſiſchen „monde“ natürlich; den großen goldenen Mond, den ſehe ich da oben beſſer als irgendwo ſonſt in Paris, und er leuchtet mir oft freundlich, wenn die Laternen verſagen.

Alſo ich habe einen Garten, einen Garten und ein Häuschen. Und ringsum liegen andre Gärten und andre Häuschen. Von dem Lärm der Großſtadt dringt zu uns nur ein unbeſtimmtes Rauſchen, dem fernen Brauſen des Meeres vergleichbar. Nachts hören wir nur bellende Hunde, krähende Hähne und — leider! — Revolverſchüſſe. Dieſe Revolverſchüſſe, dazu die Katzen, die meinen Garten beſuchen, um meine Vögel zu fangen oder um mit ihren Konzerten meine Ruhe zu ſtören, machen die Anweſenheit eines grimmigen Wachhundes wünſchenswert, eines kannibaliſchen Ungeheuers, das Revolvermenſchen und Katzen ſtellt, anfällt, in Stücke reißt, auffrißt.

Miſère ſoll dieſes Ungeheuer vorſtellen.

Ganz erfüllt er dieſe Aufgabe nicht. Es iſt wahr: er bellt mitunter, wenn ich nach Mitternacht heimkomme. Aber ebenſooft rührt er ſich nicht und ſchläft den Schlaf des Gerechten in ſeinem warm mit Stroh gefütterten ehemaligen Weinfaſſe, das ihm als Woh-

nung dient. Und ich fürchte ſehr, vor Revolvermenſchen hat er nicht weniger Angſt als vor den Katzen, denen er nur nachläuft, wenn ſie weglaufen, und vor denen er wegläuft, wenn ſie ſich umdrehen und ihn anpfauchen. Kurz, ich habe den Verdacht, daß dieſer Miſère ein Luxushund iſt, ein Hund für reiche Leute, ein Hund, der nur freſſen und ſchlafen will. Ein Luxushund! So ſah er nicht aus, als ich ihn fand. Aber der Schein trügt bei Hunden wie bei Menſchen.

Wenn Miſère Angſt vor fremden Menſchen und vor den Katzen hat, ſo iſt es ihm dagegen gelungen, unſerm Hans den äußerſten Reſpekt einzujagen. Ich ſage, es iſt ihm gelungen, aber das iſt wohl nicht der richtige Ausdruck, denn ſicherlich hat der brave Hund eine ſolche Abſicht keinen Augenblick verfolgt. Nein, es iſt ganz gegen ſeinen Willen, daß Hänschen ihn als ein gefährliches Ungeheuer fürchtet. Er tut alles, was in ſeinen Kräften ſteht, um meinen Sohn von ſeinen freundſchaftlichen Gefühlen zu überzeugen, aber es nützt ihm nichts: Hans hält ihn für einen grimmigen Bluthund.

Miſère iſt allerdings ein dummer Kerl und verſteht nicht, ſich einzuſchmeicheln. Er ſpringt täppiſch an den Perſonen in die Höhe und ſalbt ſie mit ſeinen ſchmutzigen Pfoten, und beim Spielen ſchnappt er mitunter etwas ſtark zu und ſein Kuß wird zum Biß, ſein Streicheln zum Kratzen. Das kommt von ſeiner großen Jugend: mein Sohn mit ſeinen dritthalb Jahren iſt

ein alter Mann gegen Miſère, der kaum mehr als vier oder fünf Monate zählt. Wenn die beiden zuſammen ſpielen, ſetzt es gefährliche Streiche von beiden Seiten. Miſère ſpringt an Hänschen auf und wirft den Kleinen zu Boden, daß es klatſcht. Hänschen haut mit Stock, Löffel, Hammer zu und trifft, wo es eben hinlangt. Miſère ſchnappt nach den nackten Waden des Kleinen, und Hänschen zauſt ihn fürchterlich an Ohren, an Schwanz und Schnurrbart, wo er ihn gerade erwiſcht.

Die beiden ſtehen alſo auf dem Kriegsfuß, und zwar hat Hans die größte Angſt, wie er auch der grauſamſte Gegner iſt. Denn wenn der Bub ihn in Ruhe läßt, denkt Miſère nicht daran, ihn in die Waden zu beißen: das tut er erſt, wenn ſich Hans um ihn kümmert. Der Hund glaubt, Hans wolle Nachlaufen ſpielen, läuft nach und packt ihn. Außerdem ſchnappt er nach dem kleinen Böſewicht, wenn dieſer ihm die Fingerchen in die Augen bohrt oder ihn ſonſt irgendwie quält.

Hänschen fürchtet ſich entſetzlich, wenn der Hund angeſprungen kommt. Dann ſchreit er und drängt ſich an die Hoſen des Vaters oder an die Schürze der Mutter, wo er Schutz findet. Wenn ſich aber Miſère nicht um ihn kümmert, dann eilt Hans herbei, zauſt und ſchlägt ihn und treibt es ſo lange, bis der Uebermut wieder der Angſt weicht.

Ach, ich fürchte, ein ſolcher Hund Miſère wird den Kleinen ſein ganzes Leben lang begleiten: immer wird

er dem Enteilenden nachſtreben, immer wird er das ſich Darbietende zurückſtoßen. Es wird ihm gehen wie uns allen, wie dem Hans aus dem Schnokeloch des elſäſſiſchen Verſchens:

Der Hans üs 'm Schnokeloch,
Der weeß nit, was er will.
Und was er will, das hot er nit,
Und was er hot, das will er nit.
Der Hans üs 'm Schnokeloch,
Der weeß nit, was er will.

Digitized by Google

3

Die Geſchichte vom Sündenfall

In meinem Schlafzimmer hängt eine Photographie des von Michelangelo an die Decke der Sixtiniſchen Kapelle gemalten Sündenfalles. Darüber habe ich mit meinem Sohne ein lehrreiches Geſpräch geführt. Sie müſſen wiſſen, daß mein Sohn, der jetzt drei Jahre zählt, der erſte iſt von uns dreien, der am Morgen aufwacht. Und nachdem er ſeine Mutter durch frohes Krähen geweckt hat, klettert er aus ſeinem Bettchen, läuft patſch, patſch mit den nackten Füßchen an die Tür, klinkt auf, patſcht über den Gang, macht die Tür auf und erſcheint mit dem Siegesrufe:

„Le voilà!“

Denn er ſpricht von ſich ſelbſt ſtets in der dritten Perſon, und leider iſt ihm das Franzöſiſche geläufiger als das Deutſche. Zwar rede ich nur Deutſch mit ihm, und er verſteht alles, aber ich glaube, insgeheim hält er mich ſozuſagen für geiſtesſchwach oder zum mindeſten für wunderlich. Da alle andern Menſchen Franzöſiſch mit ihm ſprechen, muß er glauben, ich hätte in meiner Wunderlichkeit für mich allein zu meinem Privatgebrauch eine eigne Sprache erfunden, und da hält er es nicht für nötig, ſeine Zunge in den Dienſt dieſer väterlichen Tollheit zu ſtellen. Nur einige wenige

deutſche Wörter, die auch die Mutter adoptiert hat, hat er in ſeinen Wortſchatz aufgenommen, und wenn ihn jemand nach ſeinem Namen fragt, antwortet er vergnügt:

„Lieber Bub!“

Nachdem er ſeinen morgendlichen Einzug gemeldet, macht er ſich alsbald an die Beſteigung des väterlichen Bettes. Und dann muß ihm der Vater ſchöne Lieder vorſingen. Er kennt ſie alle, obſchon er ſie nicht bei ihrem eigentlichen Titel nennt. Als Titel benutzt er das, was ihm als markant auffällt. Den „Jäger aus Kurpfalz“ nennt er „Kuckuck“, weil darin ein Kuckuck vorkommt; „O Straßburg“ iſt für ihn „Soldat“; das Lied von dem am Nil ſpazierenden Muſikanten heißt „Muſika“, und die herrliche Ballade von dem Bauer, der ins Heu fahren ſollte, heißt bei ihm „Haha“.

Wenn wir fertig ſind mit Singen, was aber eine lange Zeit dauert, denn wie Johann, der muntere Seifenſieder, weiß ich viele ſchöne Lieder, erzählen wir uns Geſchichten, deren Anlaß eben unſre Lieder ſind. Er will wiſſen, wo der Wirtin Töchterlein gewohnt hat, wo der Rhein iſt, warum die drei Burſchen da eingekehrt ſind, ob ſie noch dort ſind, ob wir heute oder morgen hingehen, ob der Wein gut iſt für den lieben Bub, oder ob nur der Papa davon trinken darf. Er will wiſſen, was für ein Tier der Kuckuck iſt, wo er wohnt, ob es da ſchön iſt, was er da macht, ob er

beißt, ob der liebe Bub ihn mit einem Stein werfen und fortjagen kann, oder ob er ihm Schokolade mitbringen ſoll.

Das gibt lange Geſchichten, und obgleich der Zeitungsſchreiber kraft ſeines Amtes über jedes Thema lang und breit ſchreiben kann, einerlei, ob er etwas von der Sache weiß oder nicht, drängt mich mein Sohn doch ſehr häufig dermaßen an die Wand, daß ich weder ein noch aus weiß. Gewöhnlich entgehe ich ihm durch eine Diverſion, aber mitunter läßt er ſich nicht verlocken, ſondern bleibt feſt bei ſeinem Thema, und dann muß der arme Papa jetzt ſchon dem Dreijährigen eingeſtehen, daß er nicht allwiſſend iſt.

Dies iſt betrübend, denn gemeiniglich fangen die Söhne erſt ſo mit zehn, zwölf oder vierzehn Jahren an, die Allwiſſenheit der Väter in Zweifel zu ziehen. Ich aber befinde mich ſchon dem Dreijährigen gegenüber in dieſer ſchmachvollen Lage.

Vom Bette aus blickt man gerade auf das Bild Michelangelos. In der Mitte iſt der Baum, links an ihm windet ſich die Schlange hinab und reicht den beiden Sündern die verbotene Frucht, rechts vertreibt ein grimmiger Engel die Schuldigen.

„Was iſt das für ein Bild?“

„Das? Das iſt der Adam und die Eva.“

„Was machen der Adam und die Eva?“

„Die ſind in einem ſchönen Garten, da eſſen ſie die Aepfel von dem Baum. Aber da kommt der Mann,

dem der Garten gehört, und jagt ſie fort. Er hat ſie in den Garten gelaſſen und ihnen geſagt: ‚Aber meine Aepfel dürft ihr nicht eſſen!‘ Und da haben ſie ihm doch die Aepfel gegeſſen.“

„Ach, er jagt ſie fort, weil er ſelber die Aepfel ganz allein eſſen will!“ ſagt Hänschen nach einigem Ueberlegen und fügt hinzu: „Böſer Mann das!“

Dann fällt ihm ein, daß unten im Garten auch ein kleines Apfelbäumchen ſteht, und daß man ihm verboten hat, die kleinen unreifen Früchte abzureißen und in den Mund zu ſtecken.

„Lieber Bub ißt nicht die Aepfel von dem Baum, ſie ſind nicht gut, ſie ſind zu klein,“ ſchließt er ſeinen Ideengang.

Daß jemand das Aepfeleſſen verbieten könnte, nur um etwas zu verbieten, das will ihm nicht in den Kopf. Er denkt: entweder ſind die Aepfel noch nicht reif oder aber der Beſitzer des Gartens will ſie ſelber allein eſſen.

Mein Sohn weiß noch nichts vom Aepfelwein, ſonſt hätte er meine Geſchichte des Sündenfalles vielleicht ſo beantwortet wie jener Indianerhäuptling, von dem Benjamin Franklin in ſeiner ſchalkhaften Weiſe erzählt. Da war ein ſchwediſcher Miſſionar in ein Indianerdorf gekommen, hatte die Ratsverſammlung zuſammengetrommelt und den aufmerkſam Lauſchenden ſeine frohe Botſchaft verkündet, anfangend mit dem Sündenfall, endigend mit dem Opfertode und der Auf-

erſtehung des Heilandes. Als er fertig war, blieben die Rothäute eine ganze Stunde ohne Bewegung und ohne Laut ſitzen, als ob ſie in tiefes Nachdenken über das Gehörte verſunken ſeien, und Benjamin Franklin erläutert, das ſei ſo ihre Art, höflich zu ſein, denn wenn ſie gleich ohne Nachdenken antworteten, ſo bedeute das, das Gehörte ſei des Nachdenkens nicht wert geweſen.

Als ſie eine Stunde nachgedacht hatten, erhob ſich der älteſte Häuptling und ſagte:

„Wir danken unſerm weißen Bruder, daß er den weiten Weg von den Häuſern des weißen Mannes bis zu unſerm Wigwam gemacht hat, um uns die guten Dinge mitzuteilen, die er von ſeinen Müttern erfahren hat. Wir danken ihm und glauben, daß er recht hat in allem, was er ſagt: es iſt nicht gut, die Aepfel vom Baume zu nehmen und ſie zu eſſen. Beſſer iſt es, man macht Aepfelwein aus ihnen.“

Damit endet die Geſchichte bei Franklin nicht, ſondern es folgt noch eine ſehr ſchöne Moral, die aber hier nicht mehr hergehört. Trotzdem will ich ſie erzählen, denn ich weiß, daß ich beinahe der einzige lebende Menſch bin, der Franklins ausgezeichnete Schriften geleſen hat, und es macht mir großes Vergnügen, ſie meinen Leſern zu empfehlen.

Der Indianerhäuptling will ſich bei dem Miſſionar revanchieren und erzählt ihm auch ſeinerſeits eine von ſeinen Müttern überlieferte gute Sache. Es iſt das eine ſehr hübſche Geſchichte, wie zwei Jäger, die einem

fremden Weibe ihre Hütte zum Nachtquartier eingeräumt haben und ſelbſt im Freien ſchlafen, am Morgen von der unbekannten Fee für ihre Gaſtfreundſchaft belohnt werden: wo ſie gelegen hat, wächſt Mais, wo ihre rechte Hand ruhte, ſprießt Tabak, und wo die Linke den Boden berührt hat, reifen Bohnen.

Ich kann mir nicht helfen: ich finde dieſe indianiſche Legende ſchöner und moraliſcher als die Aepfelgeſchichte der Bibel. Franklin war vermutlich der gleichen Anſicht, aber er läßt ſeine Meinung nur durchſchimmern und fährt fort, wie der Miſſionar aufgefahren ſei und gegen eine ſolche Beleidigung proteſtiert habe, daß man ſeine heilige Wahrheit mit ſo blödſinnigen Fabeln zuſammenzubringen wage.

Darauf habe der Indianerhäuptling erwidert:

„Mein weißer Bruder, wie mir ſcheint, haben deine Eltern deine Erziehung vernachläſſigt; ſie haben dich nicht in den Regeln der allgemeinen Höflichkeit unterwieſen. Du haſt geſehen, daß wir, die wir dieſe Regeln kennen und befolgen, alle deine Geſchichten glaubten. Warum willſt du jetzt unſre Geſchichten nicht glauben?“

4

Das Puppenſpiel

Im Puppenſpiel hat mir der Knabe Hans eine große Enttäuſchung bereitet.

„Das Kölner Hännesge“, das alljährlich auf unſerm Jahrmarkte zu erſcheinen pflegte, gehört mit zu meinen liebſten Kindheitserinnerungen. Das war herrlich, wenn die Knüppel und die Beſen auf die harten Holzköpfe niederpraſſelten, wenn die hölzernen Naſen und Mäuler mit lautem Knalle gegen die Pfoſten prallten, wenn es fürchterliche Schläge und Prügel regnete.

Ich weiß nicht, wie es kommt, daß ich an ſolchen Prügeleien einen Heidenſpaß habe. Denn ich bin der friedfertigſte Menſch von der Welt und halte Krieg und Kriegsgeſchrei für ein unſrer Kultur unwürdiges Ueberbleibſel einer barbariſchen Zeit. Aber an Prügeleien habe ich Spaß, Heidenſpaß, und ich ſtehe dabei nicht allein. Cervantes freut ſich nirgends mehr als bei ſeinen die Grenzen alles Grauſamen weit hinter ſich laſſenden Prügeleien: wenn der Alguazil dem ohnehin ſchon erſchöpften und kranken Ritter die eiſerne Lampe an den Kopf wirft; wenn Sancho und Maritorne einander zauſen, kratzen, raufen, daß keine heile Stelle in ihrer Haut bleibt; wenn der Maultiertreiber auf das Bett ſteigt, „ſich auf den darin Liegenden

begibt und ihn nach Herzensluſt zerſtampft"; wenn Zähne und Rippen eingeſchlagen, menſchliche Felle geſchunden, Bärte ausgeriſſen und Gottes Ebenbilder auf die greulichſte aller Arten geprügelt werden. Die beiden engliſchen Cervantes, Fielding und Smollett, haben nicht weniger Spaß an den Prügeleien wie ihr ſpaniſcher Meiſter, und neuerdings ſchildern die amerikaniſchen Humoriſten mit Vorliebe Prügelſzenen. Kurz, ich glaube, Prügel haben ungemein viel mit Humor zu tun, und ich wollte, einer unſrer tiefgründigen deutſchen Gelehrten, die allen Dingen auf die Ururſache zu prüfen gewohnt ſind, machte ſich einmal an die Sache und erklärte mir, warum ich, der ich den Frieden liebe, an den Schlägereien Spaß habe.

Aber im Puppenſpiel gefiel mir nicht nur das Prügeln. Da waren noch ganz andre Dinge, die uns zu atemloſer Spannung begeiſterten. Da war der Schurke, der den Helden totſchlagen wollte und der uns in einem Selbſtgeſpräch in ſeine ſchwarzen Pläne eingeweiht hatte. Wir wußten, was er vorhatte, als er ſich hinter einem Baume verſteckte und den Dolch zog. Unſer Liebling aber, der Held, wußte es nicht. Alſo ſuchten wir ihn zu retten und riefen ihm zu, ſobald er eintrat, ſich vor dem Halunken hinter dem Baum in acht zu nehmen. Er aber, der taube Kerl, hörte uns nicht. Jetzt zog der Schurke den Dolch. Unſre Haare ſträubten ſich, wir alle ſchrien laut, da ſprang der Held einen Schritt zurück, der Degen blitzte

in ſeiner Hand, der Schurke wandte ſich eiligſt zur Flucht, und nun kam die Schöne und tröſtete den Helden. Das war herrlich!

„Das Kölner Hännesge“ genügte uns nicht, um ſo weniger als unſer Jahrmarkt nur drei Tage dauerte und als wir nicht jeden Tag den zum Beſuche des Puppenſpieles nötigen Groſchen erhielten. Alſo machten wir uns unſer eignes Puppenſpiel. Das Theater war eine große Kiſte, von der die Vorderwand in der oberen Hälfte ausgebrochen war. Die Lücke war die Bühne unſrer Puppen, dieſe aber hatten Köpfe aus Kartoffeln, der Kopf ſtak an einem langen Stecken, und irgendein Lappen bildete die nötige Gewandung. Das war ſehr ſchön, aber zum Unglück waren unſre Spiele auf die ſtarken Holzpuppen und Hännesgens berechnet, die auch den fürchterlichſten Puff aushalten konnten. Unſre Kartoffelköpfe dagegen ſprangen ſchon bei der kleinſten Ohrfeige entzwei und vom Stecken, und nach der erſten Minute mußten wir immer mit kopfloſen Puppen ſpielen, was der Illuſion außerordentlichen Abbruch tat.

Dieſer Jugendgenüſſe eingedenk, gedachte ich meinem Sohne eine ganz beſondere Freude zu machen, als ich ihn zum Puppenſpiele führte.

In vielen Dingen iſt die Jugend der Großſtadt übel dran. Wenn ich an das herrliche Weſen denke, das wir in Feld und Wald, am Fluſſe und auf den Bergen hatten, an das Stibitzen der Weintrauben,

Aepfel, Pflaumen, an die Jagden, die Förſter und Schütz hinter uns her machten, an die Höhlen und Steinhütten, die wir in des Waldes tiefſten Gründen als unſerm Räuberhandwerk nützliche Schlupfwinkel errichteten, ach, dann tut mir das arme Hänschen leid, das dieſe ſchöne Untaten nicht verüben, das ſeine herrlichſte Lebenszeit auf grau gepflaſterten Straßen zwiſchen grauen Steingefängniſſen der Großſtadt verbringen ſoll.

Aber anderſeits hat das Kind der Großſtadt tauſend andre Genüſſe alltäglich zu ſeiner Verfügung, die auf dem Dorfe oder in der kleinen Stadt nie oder ſelten zu finden ſind. Zu uns kam einmal im Jahre das Puppenſpiel, hier aber kann ich alle Tage ſechs oder zehn verſchiedene Puppenſpiele ſehen, wenn mir das Vergnügen macht. Es gibt in Paris Puppenſpiele für alle Stände und für alle Börſen. Gleich neben der Wohnung des Präſidenten der Republik machen ſich an den Elyſäiſchen Feldern zwei Puppentheater Konkurrenz, deren jedes durch den Luxus ſeiner Ausſtattung den Gegner aus dem Felde zu ſchlagen ſucht. Da gibt es Sitze für Plutokratenkinder, die den Puppenſchlachten für zwei Franken zuſchauen. Im Tuileriengarten und auch im Luxembourggarten geht es nicht ganz ſo vornehm und teuer her, und auf den Buttes Chaumont ſowie am Square St. Pierre am Fuße der neuen Montmartrekirche zahlen die Kinder der Proletarier nicht mehr als eine Kupfermünze, um den beliebten Miſſetäter Guignol bei der Arbeit zu ſehen.

Dahin führte ich meinen Sohn.

Das Theater iſt ein etwa zwei Meter breites Häuschen, die Bühne etwa einen Meter hoch. Der Zuſchauerraum wird durch von Baum zu Baum geſpannte Stricke von dem übrigen öffentlichen Garten abgetrennt, und damit die neugierigen Kinder nichts ſehen können, wenn ſie nicht bezahlt haben, hängen von dieſen Stricken Plantücher herab. Ganz hermetiſch iſt dieſer Abſchluß freilich nicht: einige Riſſe und Löcher erweiſen ſich den Neugierigen gnädig, und ganz böſe Buben heben einfach die Zipfel auf und ſchauen hinein. Dagegen aber wacht Madame Guignol, die Gefährtin des Künſtlers, der unſichtbar in dem Kaſten ſitzt und die Puppen agieren und ſprechen läßt. Unaufhörlich umkreiſt ſie ihren kleinen Raum und verjagt die Böſewichter, die ihren Sou nicht zahlen und trotzdem das Schauſpiel ſehen wollen.

Einige zwanzig Sitze genügen für das kleine Publikum: Mütter und Kindermädchen mit ihren Schützlingen. Sie ſitzen genau ſo da, wie wir vor dem „Kölner Hännesgen“ ſaßen, entzückt, geſpannt, atemlos. Hänschen und ich ſetzen uns zu ihnen und warten auf den Anfang. Der Kleine weiß nicht, was da geſchehen ſoll, und iſt ſehr ungeduldig.

Endlich klingelt es, und die Stimme des im Kaſten Verborgenen meldet, daß die Vorſtellung alsbald beginne, und zwar ſolle die Geſchichte von Anatole und Georgette aufgeführt werden. Die Kleinen rücken un-

ruhig auf den niederen Bänken hin und her, und als es noch einmal klingelt, brechen einige in ein Freudengezwitscher aus.

Mein Sohn zwitschert nicht mit, was ich der Neuheit dieser Eindrücke zuschreibe. Ohne Unterlaß gehen seine Augen hin und her, von mir auf das Theater, vom Theater zu den Kindern und Frauen um ihn.

Aber jetzt klammern sich seine Augen an das Theater. Man sieht noch nichts, aber dort wird fröhlich und laut „Malbroug s'en va-t-en guerre" gepfiffen. Jetzt erscheint der Pfeifer, Anatole selbst, er tanzt rund um das Theater, singt ein fröhliches Lied und macht dann an der Rampe halt, um die Zuschauer zu begrüßen, was die Kinderschar mit großem Beifall belohnt.

Kaum ist dies geschehen, so erscheint ein großer zottiger Hund, den Anatole kennt, denn er redet ihn bei seinem Namen „Türk" an. Er kennt ihn, aber sein Freund ist er nicht, denn „Türk" knurrt und schnappt nach ihm, während Anatole ihn mit gütigen Reden zu beschwichtigen sucht und ihm dabei ängstlich aus dem Wege geht, eine Szene, die von Hänschen mit Spannung verfolgt wird. Denn Hänschen besitzt ja selber einen Hund, dessen Launen ihn immer noch häufig mit Schrecken und Furcht erfüllen, und so kann er die Gefühle Anatoles neben diesem knurrenden zottigen Untier verstehen und mitfühlen.

Er schreit fast so laut wie Anatole selbst, als dieses

Ungetüm dem armen Männlein an die Naſe ſpringt und daran mit ſeinen Zähnen eine gute Weile hängen bleibt, obgleich Anatole wie ein Beſeſſener im Kreis herumtanzt und fürchterlich heult und um Hilfe ſchreit.

Erleichtert atmet er auf, als „Türk“ endlich losläßt und davonläuft, während Anatole zurückbleibt und ſeine Naſe reibt. Bald erhält er Geſellſchaft: der Beſitzer des Hundes erſcheint, und Anatole macht ihm bittere Vorwürfe. Ein Wort gibt das andre, die beiden ſchimpfen einander grauſam, ſchließlich rafft jeder von ihnen einen fürchterlichen Knüppel auf, und es beginnt eine raſende, entſetzliche Schlacht mit Wutgeheul und Waffengedröhn. Sooft ein Knüppel auf einen Holzkopf niederſauſt, tut es einen unmenſchlichen Krach, und die ganze Zuſchauerſchar jauchzt vor Entzücken.

Die ganze Zuſchauerſchar?

Nein, es gibt eine Ausnahme, und das iſt eben die Enttäuſchung, die mir mein Sohn bereitet hat. Hänschen hat keinen Spaß, aber auch nicht den allergeringſten an dieſen Prügeleien. Statt froh zu jauchzen, wenn der Knüppel niederkracht, verbirgt er ſein Geſicht in meinem Rock und wimmert ängſtlich.

„Wir wollen weggehen, ſchnell weggehen. Das ſind häßliche, böſe Männer! Ich will ſie nicht mehr ſehen!“

Vergebens ſuchte ich ihn zu beruhigen. Der Junge will wirklich nicht zuſehen, wenn ſich die Leute mit

Knüppeln den Schädel einſchlagen, ein Schauſpiel, das doch andern Kindern und auch Erwachſenen das größte Vergnügen macht. Sollte dem Jungen der Humor von der Sache verborgen bleiben?

Drei Tage ſpäter habe ich ihn in einen Zirkus geführt. Als alles ſich vor Freuden über die Dummheiten der buntbemalten Fratzengeſichter wälzte, fing Hänschen bitterlich zu weinen an, zog energiſch an meiner Hand, um ſich und mich vor den Clowns zu retten, und ſagte:

„Ich will die häßlichen Männer nicht ſehen!“

Und als gehorſamer Papa bin ich aus dem Zirkus wie aus dem Puppenſpiel weggegangen, ehe die Sache ordentlich begonnen hatte.

Nun aber zerbreche ich mir den Kopf und frage mich, was ich dieſem meinem Sprößling zeigen ſoll, der bei Dingen, die andern Kindern höchſte Freude machen, in Tränen ausbricht.

Soll ich ihn zu den Tieren im Zoologiſchen führen? Eines Tages nahm ich ihn mit in eine Kunſtausſtellung, nicht um ihm die Bilder zu zeigen, ſondern weil ich gerade hingehen mußte und doch auch mit meinem Sohne ſpazierengehen wollte. Da erregte der Dreijährige einen Auflauf, denn er ſtellte ſich vor ein Bild, das, die rechte Wahrheit zu ſagen, allerdings zum Lachen ſchlecht war, und fing da an zu lachen, nein, zu brüllen vor Luſt und Freude, daß alles zuſammeneilte, den Jungen und das Bild anſchaute und mitlachte.

Dieſer Erfolg ermutigte den Kleinen zu immer lauterem Lachen und Lärm, und ſchließlich wurde ich von einem ſtrengen Saalhüter gebeten, den lachenden Schreihals zum Schweigen zu bringen oder den heiligen Ort zu verlaſſen, was ich denn auch tun mußte, denn zum Schweigen bringen läßt ſich Hänschen nicht: man müßte ihm denn einen Knebel anlegen.

Der Knebel aber wäre nicht angebracht im Hauſe eines Zeitungsſchreibers: wir ſind hier alle für die Freiheit der Preſſe und der öffentlichen Meinung, alſo mag Hänschen immerhin lachen und ſchreien!

5

Ein Kapitel vom Gehorſam

Ich wollte, ein weiſer Mann — es gibt ihrer ja ſo viele, welche die Weisheit mit dem Löffel gegeſſen haben, und beſonders unter den Junggeſellen finden ſich ſicher viele, die mir Beſcheid geben können — alſo ich wollte, ein weiſer Mann erklärte mir einmal gründlich, was es mit dem Gehorſam der Kinder auf ſich hat. Immer habe ich gehört, daß der Gehorſam die erſte Kindespflicht wie die Ruhe die erſte Bürgerpflicht ſei, und nun muß ich das erleben!

Denn ich erlebe, daß mein Sohn, der Hans, nicht daran denkt, mir oder einem andern zu gehorchen. Und das betrübt mich. Sollte der Burſche eine Verbrecherſeele im jugendlichen Buſen tragen?

Neulich las ich in einer von Johannes Trojan geſchriebenen Autobiographie, daß er im Leben viel Glück gehabt habe, nur ein einziger ſehnlicher Wunſch ſei ihm verſagt geblieben: der, ein Stückchen Gartenland zu beſitzen. Da iſt es mir beſſer ergangen, wenigſtens in dieſem Punkte. Ich habe ein Stückchen Gartenland, obgleich ich in Paris lebe. Allerdings bin ich nicht der Beſitzer, ſondern nur der Mieter, und bei dem unwiderſtehlichen Anſturm der Mietskaſernen, die dem Gipfel des Montmartre immer näher kommen, iſt

es nur eine Frage beſchränkter Zeit, wann mein Gärtchen von dieſem Moloch der Großſtadt verſchlungen werden wird.

Vorläufig aber ſitze ich noch drin und bewirtſchafte mein Gut. Was da alles wächſt, können Sie ſich gar nicht vorſtellen, und ich könnte ein ganzes Buch über den Gartenbau, wie wir ihn betreiben, verfaſſen. Wir alle arbeiten mit: Papa, Mama, Hänschen und Miſère, der Hund. Dieſer Miſere iſt allerdings ein miſerabler Kerl und ſeine Arbeit iſt nicht von der Art, wie ſie der Gartenkünſtler wünſcht. Sie beſteht darin, daß er unmenſchlich tiefe Löcher gräbt und daß er ſich dazu gerade ſolche Stellen ausſucht, die zur Anlage köſtlicher Blumenbeete beſtimmt, umgegraben, gerechelt, beſät und bepflanzt ſind. Die ungeheure Tätigkeit Miſères bewog uns zuerſt, ihn an der Kette zu halten, aber erſtens tat uns der arme Burſch leid, und zweitens vollführte er ein ſolches Geheul, daß wir nicht ſchlafen konnten und daß die Nachbarn klagten. Alſo mußten wir ihn gewähren laſſen, und die nachtſchlafende Zeit benutzte er vornehmlich zum Graben ſeiner Löcher.

Unterſtützt wurde er in ſeinen Bemühungen von einer benachbarten Katze, die meinen Garten für ein Rieſelfeld zu halten ſchien, und zwar keine tiefen Löcher grub, wohl aber die Oberfläche aufſcharrte und junge Pflänzchen zerſtörte. Und dann half und hilft mein Sohn, was ich ja eben als Beiſpiel ſeines Ungehorſams anführen will.

Den Hund Miſère habe ich ſchließlich beſiegt, indem ich mit großem Aufwand von Geld, Zeit und Kunſt ein herrliches Drahtgitter rings um alle Beete herumgeführt habe, ſo daß der Uebeltäter nicht mehr an unſre Pflanzungen kommen kann. Das heißt: er kann ſchon, aber es macht ihm zu viel Mühe, über das Gitter zu ſpringen, und ſo zieht er es vor, ſeine Löcher in die Gartenwege zu graben, was ja auch ein ſehr anmutiger Sport iſt. Sehr häufig ſitzt Hänschen dabei, arbeitet heftig mit einem kleinen Spaten, lädt die ausgegrabene Erde auf ſeinen Karren und fährt ſie nachmals in irgendeine andre Ecke meines Landgutes, das ungelogen wenigſtens zehn Meter lang und faſt halb ſo breit iſt. Hänschen und Miſère verſtehen einander alſo vortrefflich, und wenn man ſie nur gewähren ließe, würden ſie bald einen Garten geſchaffen haben, wogegen die Buttes Chaumont eine flache Ebene wären.

Wie Sie ſchon bemerkt haben, bin ich ein nachgiebiger Menſch, denn ich habe dem Hund Miſère nachgegeben. Aber Sie ſollen nicht glauben, daß das ſo ſchnell gegangen wäre. Nein, ich habe mich wochenlang als Hundebändiger und Erzieher verſucht. Jedesmal, wenn die Beſtie ein Loch gegraben hatte, packte ich ſie, drückte ihr Schnauze und Kopf in die friſche Höhle und verabreichte ihr die Prügel, die ich für angemeſſen hielt. Vermutlich aber habe ich das rechte Maß nie finden können, denn Miſère machte ſich aus

den Prügeln nicht mehr als — nun, um es gerade heraus zu ſagen, nicht mehr als Hänschen.

Hänschen wird allerdings ſehr wenig geprügelt, ja, ich kann ſagen: er wird überhaupt nicht geprügelt. Erſtens habe ich an Miſère geſehen, daß Prügel nichts helfen, zweitens hat Hänschen ſelbſt mir die gleiche Lehre erteilt, drittens brauche ich mich nur meiner eignen Jugend zu erinnern, um zu wiſſen, daß die ungezählten Prügel, die über mich ergangen ſind, mir niemals und nirgends auch nur einen Augenblick den allergeringſten moraliſchen Nutzen gebracht haben.

Wie ſchon geſagt, wachſen in meinem Garten die mannigfaltigſten Dinge; ich habe da wilden und guten Wein, ein Apfelbäumchen, ein halbes Dutzend Fliederbüſche, Stachel-, Johannis- und Erdbeeren, ein Tannenbäumchen, das ein beſonderes Kapitel verdient, denn ich habe es zur Freude Hänschens letzte Weihnachten gekauft, und es hat acht Tage lang im Glanz der Lichter in der Stube geſtanden, ehe ich es, nur um die Stube von ihm zu befreien, in den Garten ſchaffte, wo es zu meiner großen Ueberraſchung im Lenz ſchöne zarte Knoſpen trieb, die ſich jetzt in goldengrüne, ſamtweiche junge Nadelzweige verwandelt haben. Daraus können Sie ſehen, wie fruchtbar und geſegnet der Erdboden des Märtyrerberges iſt und welche Sünde die abſcheulichen Spekulanten begehen, die den heiligen Boden mit ihren unheiligen Mietskaſernen bedecken.

Meine Liſte iſt noch lange nicht fertig: ich habe

einen Holunderbaum, der ganz mit wildem Wein und mit Waldrebe überwuchert iſt und ſo eine herrliche Laube bildet; ich habe vier oder fünf junge Ahornbäume, die ſich um ihren ſtattlichen Vater ſcharen; ich habe ſechs oder acht ſchöne Büſche Farnkraut, die ich eigenhändig im Walde von Villers-Cotterets aus der Erde gegraben und in einer Zeitung eingewickelt nach Paris gebracht habe; ich habe einen wunderbaren Eibenbaum, mit dem ich aber nicht zufrieden bin, denn obſchon ich ihn für fünf bare Franken gekauft habe, beſteht der Undankbare darauf, zu vertrocknen und einzugehen, und wer gibt mir nun meine fünf Franken wieder?

Dann habe ich eine Wieſe, faſt ſo groß wie ein Billardtiſch, und endlich — hören und ſtaunen Sie! — habe ich einen Kartoffelacker.

Mein Kartoffelacker! Das Herz geht mir auf, wenn ich an meinen Kartoffelacker denke! Er iſt meine Schöpfung, meine ganz allein! Die Franzoſen wären niemals imſtande, auf die Idee eines Kartoffelackers in Paris zu kommen. Eher würden ſie ein Weizenfeld anlegen. Aber ein armer verlaſſener deutſcher Waiſenknabe, der kann im Welſchland auf eine ſolche Idee kommen. Denn die Kartoffel iſt für ihn etwas ganz andres als für den Welſchen. Der Franzoſe ißt vier- bis zehnmal mehr Brot als der Deutſche, in der Bretagne nährt er ſich von Buchweizen, in der Auvergne von Kaſtanien, die dort zu Kuchen, Brot, Brei

und hundert andern Dingen verarbeitet werden. Von Kartoffeln aber lebt der Franzoſe nirgends oder höchſtens in den an Deutſchland und Belgien grenzenden Landesteilen. Was die Kartoffel für den Deutſchen iſt, kann nur noch der Irländer nachfühlen, in allen andern Ländern iſt ſie einfach ein Gemüſe wie Kohl, wie Gelbrüben, wie Spinat, nicht mehr und nicht weniger.

Mein Kartoffelacker hat alſo nicht nur eine praktiſche, ſondern auch eine ſentimentale Bedeutung: er iſt das Symbol des deutſchen Vaterlandes auf der höchſten Spitze von Paris, und da Symbole nicht groß zu ſein brauchen, ſchadet es nichts, daß eine ordentliche deutſche Familie von meiner Kartoffelernte gerade ein einziges Mittageſſen halten könnte und dann hungrig nach mehr ſchrie.

Iſt es nun das franzöſiſche Blut in meinem Sohne oder ſonſt etwas Unergründliches, ſicher iſt, daß der Kleine ein ſchlimmerer Feind meines Kartoffelackers iſt, als es je eine Familie von Koloradokäfern hätte werden können. Er hat ihn zu ſeinem ganz ſpeziellen Tummelplatz erkoren und ſtampft unbarmherzig nieder, was ſich an grünen Sproſſen und Blättchen herauswagt.

O, was habe ich da gekämpft für meine liebliche, heimatliche Knollenfrucht! Ich habe die ſchönſten lehrreichſten und trefflichſten Mahnreden gehalten, die jemals ein Jugenderzieher von ſich gegeben hat. Ich habe dem Kleinen vorgeſtellt, wie herrlich ſich die

grünen Sträucher entwickeln, wie da bläuliche und rötliche Blüten kommen, wie aus den Blüten runde grüne Klicker entstehen, wie endlich unten unter der Erde treffliche Kartoffeln gedeihen würden, die wir dann gebraten und gekocht, als Salat, als Brei, als Pfannkuchen, in hundert andern Gestalten aufessen könnten, daß es eine Lust und eine Freude wäre. Der Kleine hörte mich an wie ein gelehriger Schüler, und wenn ich dann zum Schlusse sagte: „Nicht wahr, jetzt gehst du mir aber auch nicht mehr auf die Kartoffeln?“ antwortete er im Brusttone der Ueberzeugung: „Nein, nein, Janjan geht nicht mehr auf die Kartoffeln!“

Und wenn ich dann ein oder zwei Stunden später meinen Kartoffelacker beschaute, fand ich neue verderbenbringende Fußspuren.

Die Legende berichtet, der heilige Petrus sei zum Heiland gekommen und habe ihm gesagt:

„Herr, siebenmal habe ich meinem Bruder vergeben, aber der Halunke bessert sich nicht. Was soll ich nun tun?“

Da antwortete der Heiland:

„Nicht siebenmal, sondern siebenmal siebzigmal sollst du ihm vergeben. Wenn er sich dann noch nicht gebessert hat, dann komm wieder zu mir.“

Die Geschichte berichtet nicht, daß Petrus noch einmal mit seinem Anliegen gekommen wäre. Vermutlich konnte er so weit nicht zählen, wie es von ihm verlangt worden.

Jedenfalls iſt das eine Legende für Väter und Erzieher. Siebenmal ſiebzigmal ſollen ſie den Kindern gütlich und verſtändig zureden, und erſt wenn das nichts nutzt, ſollen ſie die Ultima ratio ergreifen, oder vielmehr: ſollen ſie ſich überlegen, ob ſie das Rechenexempel nicht noch einmal von vorne anfangen ſollen.

Aber ſo ſchön die Theorie iſt: die Praxis iſt ſchwer. Kein Menſch kann überzeugter als ich von der Nutzloſigkeit der Prügel ſein, aber als ich ſieben- oder acht- oder zehnmal meine weiſe Rede gehalten und den Kartoffelfeind immer wieder auf meinem Acker gefunden hatte, riß mir die Geduld, und der arme kleine Schelm heulte bitterlich.

Eine Stunde nach der Exekution war er wieder in meinen Kartoffeln und ſtampfte.

Da tat ich, was ich ſchon dieſem elenden Miſère gegenüber getan hatte: als der Klügere gab ich nach. Ich gab meine Kartoffelpflanzungen als verloren auf, der Ordnung halber aber hielt ich meinem Sprößling eine kleine Rede, ſooft ich mit ihm an der verwüſteten Ecke vorüberkam, alſo ungefähr zwanzigmal täglich.

Und ſiehe da: nachdem ich meine Rede ungefähr zweihundertmal gehalten hatte, fruchtete ſie wirklich. Sooft ich jetzt in den Garten komme, läuft mir Hänschen entgegen und ruft:

„Janjan war nicht in den Kartoffeln!“ und dann gehen wir zuſammen hin und erfreuen uns an den wenigen Sträuchern, die ſeiner Zerſtörungsluſt ent-

gangen ſind, und an den kümmerlichen Blättchen, die nachträglich aus der zerſtampften Erde herausgekommen ſind. Und jeden Abend, wenn ich meine Pflanzungen begieße, füllt auch Hänschen ſein Kännchen und trägt das Waſſer ſonſt nirgends hin als auf den Kartoffelacker, der ihm jetzt mehr ans Herz gewachſen iſt als mir ſelbſt.

Daraus habe ich die Lehre gezogen, daß die erwähnte Legende nicht ſo „ohne“ iſt, daß ihre Nutzanwendung aber kaum jedermanns Sache ſein dürfte

Die ganze Sache mit dem Kindergehorſam läuft darauf hinaus: Soll dieſer Gehorſam dem Kinde nützen oder dem Erzieher?

Da iſt mein Kartoffelacker, und da ſteht der Zerſtörer. Wenn ich den Burſchen hernehme und ihm zwei oder drei fürchterliche Trachten Prügel verabreiche, ſo wirkt das mehr als ſiebenmal ſiebzig Mahnreden. Die Prügel werden ihm den Kartoffelacker viel ſchneller austreiben. Er wird ihn ſcheuen wie den Ofen, an dem er ſich verbrannt hat. Das iſt alſo ein probates Mittel, wenn ich nur an meine Kartoffeln denke. Ob es ebenſo probat iſt, wenn mein Sohn mir wichtiger ſcheint als meine Kartoffeln, iſt eine andre Frage. Meine Preisgabe des Kartoffelackers hat zur Folge gehabt, daß der Kleine ſich jetzt ſelbſt für das Wachſen und Gedeihen der nährenden Frucht intereſſiert. Mit Prügeln hätte ich das nicht fertiggebracht. Mit Prügeln kann ich ihm wohl Furcht, aber weder Intereſſe

noch Liebe beibringen. Und ſchließlich ziehe ich doch vor, daß Hänschen mich gernhat, als daß er vor mir zittert. Die lutheriſche Gebotauslegung, die immer anfängt: „Du ſollſt Gott fürchten und lieben“, hat mir nie eingeleuchtet, und ich halte es für unmöglich, einen Menſchen zugleich zu fürchten und zu lieben. Vielmehr glaube ich, daß die Furcht zu Abneigung und Haß führen muß.

Das iſt alles ſehr ſchön, aber es iſt Theorie, und die Praxis läßt ſich nur ſehr ſchwer damit in Einklang bringen. Immer mehr komme ich zur Ueberzeugung, daß alle ſchönen Theorien nur für reiche Leute brauchbar ſind. Für Millionäre wie mich zum Beiſpiel. Man nehme an, ich hätte meine Kartoffeln nötig zum Leben, kann ich dann der Theorie folgen und ſie preisgeben? Um einen einzigen Jungen nach der Theorie der Sanftmut aufzuziehen, muß man mindeſtens ein Mobiliar drangeben, das der Burſche entzweiſchlägt. Nicht nur das Mobiliar muß dran glauben, auch Dinge, die mir mehr ans Herz gewachſen ſind, fallen ſeiner Zerſtörungswut anheim. Zum Beiſpiel Manuſkripte voll von herrlichen, noch nie dageweſenen Gedanken, die ſpurlos verſchwinden oder von denen man nur noch ein paar unleſerliche Fetzen auffindet. Und dann muß ich hingehen und die noch nie dageweſenen Gedanken aufs neue denken, was eine mühſelige und verdrießliche Sache iſt. Da hält es ſelbſt einem Millionär meines Schlages, der ſich den Teufel um eine

Fenſterſcheibe oder um eine Blumenvaſe ſchert, gar ſchwer, bei der Theorie zu bleiben.

Alſo ich nehme es keinem Menſchen übel, der den Gehorſam des Kindes erzwingt. Was mir mißfällt, iſt, wenn dieſe Leute ſich ſo ſtellen, als ſchwängen ſie den Bakel zum Beſten des Kindes. In den meiſten Fällen glauben die Prügelerzieher das wirklich. Sie bilden ſich tatſächlich ein, das Kind werde beſſer durch Prügel, und zitieren die Bibel, wo geſchrieben ſteht, daß ſein Kind züchtigt, wer es liebt. Sie vergeſſen, daß Shakeſpeare feſtſtellt, wie auch der Teufel ſich auf die Schrift berufen kann. Aus der Bibel kann man alles beweiſen, was man will, den ewigen Frieden und den Krieg, die Wiedervergeltung und die Feindesliebe, den Sozialismus und das Privateigentum. Für und gegen alles findet ſich ein Sprüchlein in der Bibel, und das iſt der Hauptgrund, daß man ſie mit Recht das „Buch der Bücher“ nennen darf.

Ich rufe mir die unendlichen Prügel ins Gedächtnis zurück, die mir von bibel- und handfeſten Erziehern zur Betätigung ihrer Kindesliebe aufgebleut worden ſind; in den allermeiſten Fällen handelte es ſich um den Lehrer mehr als um den Schüler. Der Lehrer wollte ſeine Ruhe haben, ihm war es angenehm, wenn ich ſtill und regungslos daſaß, wenn ich mich der Ordnung gehorſam fügte. Aber was nutzte mir das? Wurde ich beſſer und klüger, wenn man mich zum Gehorſam und zur Ruhe zwang?

Ich vermute ſtark, es ſteht mit der erſten Kindes- wie mit der erſten Bürgerpflicht. Ruhe und Gehorſam ſind natürlich ſehr ſchöne Dinge für die Regenten des Staates oder der Schule. Es iſt kein Zweifel, daß es beſſer für Ludwig XVI. und für Karl I. geweſen wäre, wenn ihre Bürger ruhig und gehorſam geblieben wären. Ob das aber für den gewöhnlichen Engländer oder Franzoſen, alſo für den Mann, von dem man Gehorſam verlangte, beſſer geweſen wäre, iſt eine andre Frage, die wohl eine andre Antwort erhält.

Nun ſcheint mir, daß es mit dem Kindergehorſam nicht viel anders iſt. Ich kann mir den Kopf zerbrechen, wie ich will, ich kann nicht einſehen, was es meinem Sohne nutzt, wenn er mir folgt wie ein wohlerzogener Hund, wenn er angelaufen kommt, daß die Erde unter ſeinen Füßen dampft, ſobald ich ſeinen Namen rufe, wenn er alles ſtehen und liegen läßt, um meine Befehle auszuführen, wenn er ſtillſitzt bei Tiſche wie aus Holz geſchnitzt, weil das für mich bequemer iſt, wenn er kein Wort zu ſagen, ja kaum zu atmen wagt, wo er mich beim Niederſchreiben meiner ſchon erwähnten herrlichen Gedanken oder auch nur beim Leſen der Zeitung oder eines Buches ſtören könnte.

Unter gewiſſen Umſtänden könnte dieſer unbedingte Gehorſam freilich nützlich werden. Zum Beiſpiel, wenn ich aus Hänschen einen Offizier oder einen Beamten machen wollte. Da wäre es wahrſcheinlich ganz gut, wenn er ſich ſchon früh gewöhnte, den Befehlen des

Vorgeſetzten Folge zu leiſten, ohne erſt nachzudenken und ſich zu überlegen, inwiefern dieſer von ihm verlangte Gehorſam ihm ſelbſt förderlich, nützlich oder angenehm ſein könnte. Denn darauf läuft der ganze Ungehorſam ohne jeden Zweifel hinaus; Hänschen überlegt ſich: iſt es nun ſchöner, ſtillzuſitzen und den Mund zu halten oder aber mit meiner Gabel oder gar mit meiner bloßen Hand in den Teller des Vaters oder der Mutter zu langen und dazu etwa ein Freudengeſchrei auszuſtoßen, welches die weiſen Reden des Elternpaares ganz durcheinander wirft? Iſt es anmutiger und erfreulicher für mich, Löcher in die Gartenerde zu graben oder dieſen Zeitvertreib ſein zu laſſen? Finde ich mehr Spaß beim Spielen mit dem Nachbarskinde oder beim Spazierengehen mit Papa oder Mama?

Und obſchon ich ſelbſt darunter leide und ſtöhne, kann ich doch nicht umhin, feſtzuſtellen, daß ich dieſes Ueberlegen meines Sprößlings für nützlicher und vorteilhafter halte als den allenfalls zu erzwingenden blinden Gehorſam: nützlicher und vorteilhafter für ihn, verſteht ſich; für mich wäre ja ſein blindes Gehorchen freilich weit angenehmer. Es iſt nun ganz einfach meine Aufgabe, ihm zu zeigen, daß der Gehorſam für ihn angenehmer iſt als Rebellion. Das heißt, ich muß ihm klarmachen, daß es hübſcher und amüſanter iſt, mich nicht zu ſtören, zu kommen, wenn ich ihn rufe, und tauſend andre Dinge mehr. Daß das eine verteufelt ſchwere Sache iſt, weiß ich: das

Beiſpiel meines Kartoffelackers genügt, und ähnliche Erlebniſſe gibt es jeden Tag. Aber gerade weil die Sache ſchwierig iſt, iſt ſie intereſſant. Ich kann mir nicht denken, daß es ſehr intereſſant ſein ſoll, durch brutale Gewalt meiner körperlichen Ueberlegenheit ein Kind zu zwingen, ſich meinem Willen zu beugen, ohne nach den Gründen zu fragen. Wohl aber kann es ſehr intereſſant ſein, wenn ich den Kleinen von der Schädlichkeit ſeiner Unarten und von der Nützlichkeit, den Lehren des Erziehers Gehör zu ſchenken, überzeuge, nicht durch die Peitſche, ſondern durch vernünftiges Zureden.

Und davon bin ich überzeugt, daß ein zum blinden Gehorſam erzogenes Kind zwar einen guten Beamten abgeben wird, der dem Vorgeſetzten gehorcht und den Untergebenen beherrſcht, daß aber dieſer nämliche blinde Gehorſam den Mann zum ſelbſtändigen Auftreten und freien Wirken untauglich macht. Die Hauptſache iſt, daß man ſelbſt denkt, daß man ſich Rechenſchaft ablegt über die Gründe ſeiner Handlungen. Habe ich weiter keinen Grund als den Befehl des Vorgeſetzten und werde ich daran gewöhnt, mich mit dieſem Grunde zu begnügen, ſo verliere ich ſchließlich ganz die Fähigkeit des Denkens und des Forſchens nach den Gründen. Hänschen ſoll tun, um was ich ihn erſuche, nicht weil ich größer und ſtärker bin als er und weil ich einen Stock in der Hand habe, ſondern weil er einſieht, daß ich recht habe. Das ſchlimme dabei iſt, daß

ich wirklich recht haben muß, wenn ich etwas von ihm verlange: das ſchlimme und das gute, denn ſo wird Hänschen ſchließlich mehr zu meinem als ich zu ſeinem Erzieher, und unter uns und im Vertrauen: ich glaube, ich habe es nötiger als er. Er iſt friſch, unverdorben und unbeeinflußt. Man braucht ihn nur gehen und ſeinen Inſtinkten folgen zu laſſen — ich aber, daß Gott erbarm'!

Es war die höchſte Zeit für mich, daß ich dieſen Erzieher und Ermahner erhielt. Er mahnt mich zur Geduld, Geduld, Geduld und immer wieder zur Geduld; er erzieht mich zur Gerechtigkeit, warnt mich vor Uebereilung, erſtickt meinen Zorn. In den drei Jahren, die er jetzt bei mir iſt, hat er mich der Weisheit ein gut Stück nähergebracht. Fährt er noch fünfzig Jahre fort in ſeinem Erziehungswerk, ſo werde ich mit hundert Jahren einer der weiſeſten aller Sterblichen ſein: dann werde ich mit den kleinen Kindern ſpielen, keine Zeitungsartikel mehr ſchreiben und unbekümmert um den Lauf der Welt den allein meinen zahnloſen Kiefern zuträglichen Brei eſſen. Kurz, ich werde der ſeligen Nirwana ſo nahegekommen ſein, wie das nur menſchenmöglich iſt!

6

Onkelfreuden

Meddum in Rußland, Juli 1906.

Diesmal will ich nicht von dem hoffnungsvollen Sprößling erzählen, von dem die Welt ſpricht. Das klingt gut, und ich muß meine Worte erläutern. In der Tat erhält mein des Leſens annoch unkundiger Sohn aus allen Teilen der deutſchredenden Welt Zuſchriften, worin ihm ſeine Altersgenoſſen mit Hilfe der Eltern ihre Beobachtungen mitteilen und ſeinen ferneren Schickſalen nachforſchen. Und in Petersburg und Moskau kennt man ihn ſo gut wie in Frankfurt und Wien. Wenn unter ſolchen Auſpizien nicht etwas ganz Beſonderes aus ihm wird, mag ſein braver Vater das alternde Haupt mit kummervoller Aſche beſtreuen.

Aber jetzt ſitzt der Knabe Hans in einer rheiniſchen Sommerfriſche, wo er hoffentlich Deutſch genug aufliest, um den ganzen Winter über vorzuhalten, und ich gehe den Spuren der ruſſiſchen Revolution nach. Von der Revolution ſoll jedoch nicht die Rede ſein. Ich führe ſeit acht Tagen ein beſchauliches Daſein in dem idylliſchſten aller Landſitze, der am Ufer eines kleinen Sees unfern von Dünaburg liegt, wo wenig Deutſch und wenig Ruſſiſch aber deſto mehr Lettiſch und

Polniſch geſprochen wird, und wo ich als Adoptivonkel von fünf Männern und Frauen der Zukunft eingezogen bin.

Dagegen komme ich mir nun wie ein armſeliger Schlucker vor mit meinem eingeborenen Söhnlein. Vater von fünfen zu ſein iſt doch etwas ganz andres! Da könnte man beobachten und erzählen!

Oka (Oskar) iſt der älteſte. Er und ſein anderthalb Jahr jüngerer Bruder Mika (Emil) ſtehen im Lederſtrumpfalter. Sie durchſtreifen Feld, Wald und Seeufer mit Lanze, Pfeilen, Bogen, Keule und ſuchen nach Indianern und andern Raubtieren. Unten am See haben ſie ihren Wigwam errichtet und dort rauchen ſie das Calumet und ſchärfen den Tomahawk. Viele Skalpe haben ſie noch nicht erbeutet, aber ich wollte keinem Schwarzen Adler, keinem Springenden Hirſch und keiner Kriechenden Schlange raten, ihnen allzunahe zu kommen. Ihre unentbehrliche Stütze iſt der Großpapa, der die Bogen und Pfeile ſchnitzt und den Bau des Wigwams leitet.

Die ſechsjährige Ada iſt auch als Trapper oder auf dem Kriegspfade tätig. Im Vertrauen hat ſie mir bereits geſtanden, daß ſie eigentlich kein Mädchen, ſondern ein Junge iſt, und um mir das zu beweiſen, hat ſie ſo lange bei der Mama gebettelt, bis man ihr die Hoſen Okas anzog.

„Aber die Zöpfe, Ada! Jungen haben doch keine Zöpfe! Die müſſen wir abſchneiden!“

„Nein, nein: ich bin ein Chineſenjunge. Die Chineſenjungen haben alle Zöpfe.“

Am Morgen poltert es an meiner Tür.

„Onkel Schmidt! Biſt du ſchon aufgeſtanden?“

Ich knurre in meinen Kiſſen.

„Aber du haſt doch geſagt, wir wollten heute ganz früh ſpazierengehen! Ich bin ſchon lange fertig!“

Es iſt wahr. Als geſtern abend die kleine Ada ſo herzbrechenden Kummer über die Notwendigkeit des Zubettegehens empfand, habe ich ihr tröſtend geſagt, dafür würden wir morgen früh vor allen andern aufſtehen und einen Spaziergang machen. Jetzt ſteht der kleine Shylock vor der Türe und fordert ſein Pfund.

„Ich ſtehe ſofort auf,“ brumme ich.

„Gut, ich warte auf dich.“

Fünf Minuten ſpäter iſt ſie wieder da.

„Onkel Schmidt, biſt du jetzt aufgeſtanden?“

„Eben ſtehe ich auf!“

„Gut, ich warte.“

Wieder vergehen fünf Minuten.

„Onkel Schmidt, warum kommſt du noch nicht? Du haſt es doch geſagt!“

Ja, da hilft nun kein Beten mehr. Der arme Onkel muß ſich anziehen und herauskommen.

Ada faßt ihn an der Hand, denn ſie zeigt ihm den Weg.

„Wir gehen zu den Haſelnüſſen und zu den Himbeeren,“ ſagt ſie und ſchaut ſich vorſichtig nach allen

Seiten um. Dieſe Vorſicht und dieſes Umſchauen hat ihren Wunſch zum Grunde, ganz allein mit dem Onkel zu ſpazieren, was ohne Zweifel ein höchſt aparter Genuß ſein muß.

Aber die beiden Rothäute liegen auf der Lauer.

Der Onkel iſt ihnen eine willkommene Beute, und plötzlich wird der Arme von einem Pfeil getroffen. Das tut ungefähr ſo weh, wie wenn Sie jemand mit dem Finger antippt, aber der Onkel weiß, was ſich ſchickt, ſtößt ein entſetzliches Wehgeheul aus und fängt an, auf dem verwundeten Beine zu hinken.

Unbändige Freude der beiden Indianer! Unverhohlenes Mißvergnügen des Chineſenjungen! Ada zieht an des Onkels Hand und verweiſt den Skalpjägern ihr ungebührliches Benehmen, als welches ſie es der Mama vermelden werde. Sie bemüht ſich, den Onkel von den Indianern zu trennen, um den beabſichtigten Spaziergang mit ihm allein auszuführen.

Da aber ihre Künſte nicht verfangen, läßt ſie endlich zu, daß Oka mitgeht. Mika, der zum Einſiedlerleben Neigung hat, ſchlägt ſich mit Pfeil und Bogen ſeitwärts in die Büſche und ſtellt den Vögeln nach.

Unterwegs wird dem Onkel alles erklärt, und er muß dafür auf tauſend Fragen antworten.

„Dies iſt ein Apfelbaum, aber man kann die Aepfel nicht eſſen," ſagt Ada.

„Onkel, eſſen die Indianer auch Aepfel?" fragt Oka.

„Freilich, wenn ſie reif ſind."

„Wenn ſie aber keine Aepfel haben, was eſſen ſie dann?“

„Dann fangen ſie Fiſche im See.“

„Wenn ſie aber keine fangen können?“

„Dann ſchießen ſie Vögel.“

„Ja, aber wenn ſie gar nichts ſchießen und nichts fangen können, was eſſen ſie dann?“

„Hm, dann eſſen ſie Haſelnüſſe und Himbeeren.“

„Aber wenn es auch keine Haſelnüſſe und keine Himbeeren gibt?“

„Ja, dann weiß ich nicht, was ſie eſſen.“

„Würden ſie dann mich aufeſſen, wenn ich ihnen im Walde begegnete?“

„Aber nein! Du biſt doch ein braver und lieber Junge! Warum ſollen dich denn da die Indianer aufeſſen?“

„Ja, wenn ſie aber ſo ſehr hungrig ſind?“

Mir wird ungemütlich, aber eine Antwort muß ich finden.

„Du biſt viel zu mager,“ ſage ich, „von dir könnte kaum ein einziger Indianer eine ordentliche Mahlzeit halten.“

Nun fällt Ada ein, die im Gegenſatze zu ihren Brüdern rund und pausbäckig geraten iſt.

„Aber mich, Onkel? Würden die Indianer mich aufeſſen?“

„Ja,“ ſage ich, „du mußt dich in acht nehmen. Dich würden ſie wahrſcheinlich aufeſſen!“

„Aber ich werde nicht hingehen, wo die Indianer ſind.“

„Das iſt recht. Bleibe du lieber bei Papa und Mama. Aber was iſt denn das?“

„Das auf dem trockenen Baum iſt ein Storchenneſt. Der Storch iſt jetzt ausgeflogen und fängt Fröſche. Wenn er wiederkommt und etwas bringt, dann klappert er mit dem Schnabel, und ſeine Frau, die klappert auch.“

„Wo iſt denn ſeine Frau?“

„Die ſitzt im Neſt. Man kann ſie von hier nicht ſehen,“ erklärt Oka, und Ada fügt hinzu:

„Das iſt der Storch, der Oka und Mika und Juriſchka und Tania gebracht hat. Nur mich hat er nicht gebracht: ich war zu ſchwer!“

„Aber wo biſt du denn da hergekommen, wenn der Storch dich nicht gebracht hat?“

„Ich weiß nicht: ich glaube, Papa und Mama haben mich aus dem Storchenneſt geholt.“

Jetzt kommen wir zu den Himbeeren und gleich darauf zu den Haſelſträuchern. Wir ſammeln Nüſſe und ſetzen uns damit an das Seeufer, wo wir ſie aufklopfen. Die Kleinen haben zwar dem Onkel zugemutet, er ſolle ſie mit den Zähnen aufknacken, aber mit melancholiſcher Beſtimmtheit hat der Onkel dieſe Zumutung ablehnen müſſen.

„Onkel, kannſt du nicht auf den Baum klettern und nachſehen, ob ein Wickelkind in dem Storchenneſt iſt?“

„Was willſt du mit einem Wickelkind machen?“

„Wir bringen es dann in ein Haus. Vielleicht da drüben in das Bauernhaus auf dem Hügel.“

„Ja, aber vielleicht will der Bauer keins und wird böſe, und dann müſſen wir das Wickelkind behalten. Und was ſollen wir damit anfangen?“

„Wir bringen es der Mama!“

„Nein, weißt du, da wollen wir doch lieber zuerſt einmal bei der Mama fragen, ob ihr das recht iſt.“

„Wir können es unten in unſer Häuschen ſetzen, das wir am See gebaut haben,“ meint Oka.

„Was? In euern Wigwam? Was ſoll es denn da tun? Wenn wir in der Nacht alle ſchlafen, dann kommen vielleicht die Indianer und ſtehlen es! Nein, am beſten iſt es, wir laſſen die Wickelkinder im Storchenneſt. Der Storch weiß ſchon, wo er ſie hinbringen ſoll.“

*

Mika iſt auf der Jagd geweſen, aber er hat nichts geſchoſſen.

„Onkel, wie machen es denn die Indianer, um Vögel zu ſchießen? Wenn ich nahe an ſie herankomme, fliegen ſie immer fort.“

„Ja, du mußt leiſe, leiſe an ſie herankriechen, platt auf dem Bauche, und dann mußt du immer hinter den Büſchen bleiben, daß ſie dich nicht ſehen.“

„Aber da drüben ſind keine Büſche, und da kommen ſie am liebſten hin und picken die Körner aus den

Weizengarben. Ich bin ganz leiſe und vorſichtig hingeſchlichen, ſo leiſe ich nur konnte, aber jedesmal fliegen ſie weg, wenn ich den Bogen hochhebe.“

„Am beſten iſt es, du verſteckſt dich mit Bogen und Pfeilen in einem der Garbenhaufen da drüben. Da bleibſt du ſitzen, bis ſie kommen. Du darfſt dich aber nicht vom Fleck rühren, ſonſt kommen ſie nicht. Und wenn ſie ſich ganz dicht bei dir geſetzt haben, dann ſchießt du auf ſie. Meinſt du nicht, daß es ſo geht?“

Ja, Mika meint es, und am Nachmittag geht er richtig hinüber zu den Garben und verbirgt ſich. Von der Veranda aus können wir ihn beobachten. Lange hält er es jedoch nicht aus, und eine halbe Stunde ſpäter iſt er wieder bei uns.

„Na, haſt du etwas geſchoſſen?“

„Ach nein, ſie ſind gar nicht gekommen,“ antwortet er enttäuſcht.

„Ja, du biſt nicht lange genug in deinem Verſteck geblieben. Die Indianer bleiben ſo einen ganzen Tag und eine ganze Nacht auf der Lauer. Schließlich kommt das Wild und dann Paff!“

„Einen ganzen Tag und eine ganze Nacht?“ ruft Mika erſtaunt und ungläubig.

„Jawohl, und manchmal noch länger!“ erklärte ich.

„Aber wenn ſie doch eſſen müſſen?“

„Sie nehmen Eſſen mit!“

„Aber ſchlafen ſie denn nicht?“

„Sie ſchlafen abwechſelnd mit dem rechten und mit dem linken Auge.“

Mika verſucht, die Augen abwechſelnd zu ſchließen und ſo zu ſchlafen, aber es gelingt ihm nicht.

„Du biſt noch zu klein,“ ſage ich tröſtend, „ſpäter wirſt du es können.“

Mika ſitzt ein Weilchen ſtumm da. Er beſchaut bald ſeinen Bogen, bald den Onkel, bald das abgemähte Weizenfeld mit ſeinen zuſammengeſtellten Garben. Offenbar hat er noch etwas auf dem Herzen und traut ſich nicht mit der Sprache heraus.

Ich warte.

Endlich faßt er Mut, rückt ganz nahe an mich heran und ſagt:

„Onkel, ich muß noch etwas fragen!“

„Na, dann frage nur zu!“

„Aber du mußt nicht böſe werden!“

„Ich und böſe! Du wirſt doch nichts Unartiges ſagen!“

„Ich weiß nicht: ich will es dir leiſe ins Ohr ſagen!“

Und dann flüſtert er geheimnisvoll:

„Wenn er aber wohin gehen muß?“

Ich ſchaue ihn verblüfft an:

„Wohin gehen? Wer?“

„Ja, der Indianer! Wie kann er ſo lange in den Heuhaufen ſitzen, wenn er doch wohin gehen muß?!“

*

Oka intereſſiert ſich für die Literatur.

„Onkel, ſchreibſt oder, wie du ſagſt, arbeiteſt du heute wieder?“

Ich ſehe ihn forſchend an. Die Art, wie er „arbeiteſt“ ſagte, klang ganz ironiſch. Aber er iſt frei von Schuld und Fehle und denkt nicht daran, mich auslachen zu wollen.

„Ich weiß nicht, vielleicht. Warum willſt du das wiſſen?“

„Ich muß dir etwas insgeheim ſagen.“

„Nun, was iſt es?“

„Ich will mit dir zuſammen arbeiten.“

„Ah! Wie denkſt du dir das?“

„Nächſtens iſt Großpapas Geburtstag! Da ſollſt du dir eine Geſchichte ausdenken, ſo eine, wie ſie im Buche ſtehen, ſo wie die von Max und Moritz. Und die ſchreibe ich dann ab mit großen gedruckten Buchſtaben, und dann male ich mit Farben die Bilder dazu.“

Okas Vater iſt Maler, und die Kinder zeichnen und malen alle ſchon bedeutend beſſer als der gegenwärtige Onkel. Alſo kann Okas Vorſchlag dem Onkel nur ſchmeichelhaft ſein. Welcher Autor möchte ſeine Werke nicht von einem verſtändigen Künſtler illuſtriert ſehen?

Und Oka iſt ein ſehr verſtändiger Künſtler. Zuſammen haben wir beide ein kleines Meiſterwerk geſchaffen, und der Großpapa wird an ſeinem Geburts-

tag die Augen aufmachen. Die Verſuchung iſt groß, unſre Arbeit hier mitzuteilen, aber das geht aus verſchiedenen Gründen nicht. Erſtens weiß ich nicht, ob Oka, der eigentlich der Haupturheber iſt, mit der Veröffentlichung einverſtanden wäre, zweitens müßten wir den erſt in einigen Monaten ſtattfindenden Geburtstag des Großpapas abwarten, und drittens könnten wir die Hauptſache, die Bilder Okas nämlich, hier nicht bringen, ſondern nur den Text, der ohne die Bilder wenig taugt.

„Onkel, ruhſt du immer im Sommer aus?“

Ich ſeufze nur.

„Und im Winter druckſt du, was du dir im Sommer ausgedacht haſt? Haſt du eine eigne Druckmaſchine? Was für Sachen denkſt du dir aus? Wie machſt du es, daß dir immer etwas einfällt? Iſt es ſchwerer zu drucken als zu ſchreiben? Kann Hans ſchon drucken? Wenn man ein ganzes Buch vollſchreibt, tun einem da die Finger nicht ſehr weh? Und rutſcht dir auch manchmal die Feder aus, daß es Kleckſe gibt? Warum leſen die Leute das, was du gedruckt haſt?“

„Weil ſie Dummköpfe ſind, lieber Oka! Ueberhaupt kannſt du dir merken, was dir dein Onkel ſagt: es gibt viel mehr Dummköpfe als geſcheite Leute auf der Welt, und die Dummköpfe ſind ſtets noch viel dümmer die geſcheiten Leute niemals geſcheiter, als man von ihnen angenommen hat. Das merke dir, grabe es ein in dein Gedächtnis, laß es nicht auslöſchen und ent-

wiſchen, und in fünfzig Jahren wirſt du ſeufzend ſagen: Dieſer Onkel Schmidt war doch ein kluger Mann!“

*

Es iſt elf Uhr vormittags, und ſeit dem Morgenkaffee ſitzt Mika auf der Veranda am Boden und ſchwitzt bei heißer Arbeit. Er hat einen kleinen Holzklotz zwiſchen den Füßen, einen Stock in den Händen. Das Ende des Stockes iſt in eine Vertiefung des Klotzes eingeſetzt, und nun dreht er den Stock zwiſchen den flachen Händen herum, ſo daß die Spitze unten in dem Klotze herumgeht. Von Zeit zu Zeit hält er ein und fühlt mit Daumen und Zeigefinger das Stockende an.

„Jetzt iſt es ſchon ganz heiß,“ ruft er freudig und dreht hoffnungsvoll weiter, aber nach weiteren zehn Minuten verliert er etwas von ſeiner Geduld.

„Onkel, wie lange muß man denn drehen, bis das Feuer kommt?“

„Die Neger drehen eine ganze Stunde lang.“

„Aber ich drehe ſchon viel länger als eine Stunde!“

„Ja, aber du hörſt alle dreißig Sekunden auf und greifſt das Stockende an. Dann wird es wieder kalt, und es iſt gerade, als ob du noch gar nicht gedreht hätteſt. Du mußt drehen ohne aufzuhören, eine ganze Stunde lang, dann fängt es an zu rauchen. Und dann mußt du etwas trockenes Heu um den Stock herumlegen, damit das gleich Feuer fangen kann.“

„Kann ich nicht erſt eine halbe Stunde drehen, dann ausruhen und dann noch eine halbe Stunde drehen?“

„Nein, das geht nicht! Eine ganze Stunde ohne Ausruhen! Immerfort! Gar nicht aufhören!“

Und Mika macht ſich ſchweigend wieder an ſeine Arbeit. Die Zuſchauer bemitleiden ihn.

„Weißt du was: wenn du durchaus Feuer haben willſt, ſo gehe in die Küche und laß dir von der Köchin eine glühende Kohle geben. Die legſt du in das Loch in deinem Klotz, darauf etwas trockenes Heu, und dann fängſt du wieder an zu drehen. So wird es bald angehen!“

Er geht, aber die Köchin verſteht keinen Spaß in ſolchen Dingen und zwingt ihn zum Abzug ohne Kohlen und ohne Feuer.

„Willſt du ein Streichhölzchen? Das geht auch ſchneller als das Reiben und Drehen!“

Mika ſieht den Onkel vorwurfsvoll an. Wozu iſt man Indianer, wenn man ſein Feuer anders als durch Reiben zweier Holzſtücke erhält?

Und er reibt weiter bis zum Mittageſſen.

*

„Onkel, ſei ſo gut und ſchneide mir ein langes Rohr aus dem Schilf da, willſt du?“

„Was willſt du mit dem Rohr? Soll es eine Flöte werden, wie Auguſt, der Kutſcher, ſich eine gemacht hat?“

„Nein, ich will Enten fangen! So, wie du uns erzählt haſt, daß die Neger in Auſtralien es machen. Wenn ich die Enten ſehe, dann gehe ich ins Waſſer, tauche unter und gehe immer unter Waſſer, ſo daß ſie mich nicht ſehen können. Das Rohr halte ich mit einem Ende im Mund, und das andre Ende guckt oben aus dem Waſſer heraus, ſo daß ich atmen und Luft kriegen kann. Und wenn ich dann an die Enten komme, packe ich ſie von unten an den Beinen und ziehe ſie herunter. So machen es doch die Neger, nicht wahr?“

„Ja, aber da mußt du ſehr achtgeben, daß dein Rohr immer aus dem Waſſer herausragt. Wenn es unter Waſſer kommt, kannſt du nicht mehr atmen und mußt ertrinken.“

„Ja, wenn das Rohr aber ſehr lang iſt, dann wird es ſchon immer bis oben hin reichen.“

„In der Mitte iſt der See ſo tief, daß das längſte Rohr nicht lang genug iſt.“

„O, ich bleibe am Ufer, wo es flach iſt.“

„Und dann mußt du achtgeben, daß du nicht auf weichen ſumpfigen Grund kommſt. Darin wirſt du verſinken mitſamt deinem Rohr und gar nicht mehr zum Vorſchein kommen.“

„Ich bleibe da, wo Stein und Sand ſind.“

„Ja, und ſchwimmen mußt du auch können. Die Neger können alle ſchwimmen.“

„Aber wenn ich das Röhrchen im Munde habe, kann ich doch atmen und brauche nicht ſchwimmen zu

können; ich kann da unter dem Waſſer auf dem Boden hingehen.“

„Na, da mußt du dich doch in acht nehmen! Denke einmal, wie bös ſo eine Entenmutter werden kann, der du ihre Jungen wegnimmſt! Die iſt imſtande und packt das Röhrchen mit dem Schnabel, reißt es dir aus dem Munde, und das Unglück iſt geſchehen!“

„Wenn ich aber zuerſt die Entenmutter fange, werden die Jungen dann auch ſo bös?“

„Das kann man nicht wiſſen! Und der alte Enterich! Wer weiß, was für ein Wüterich das ſein kann! Vielleicht taucht er unter und pickt dir die Augen aus!“

„Aber die Neger! Wie machen es die Neger?“

„Das iſt es ja gerade: die Neger können ſchwimmen! Wird dann ſo eine Entenmutter oder ſo ein alter Enterich wütend, dann ſchwimmt der Neger ſchnell weg, ſo ſchnell, daß die Enten ihn nicht erwiſchen können. Du aber, du kannſt nicht ſchwimmen. Du mußt dableiben und alles aushalten, und wenn ſie dir dein Luftröhrchen abnehmen, biſt du verloren!“

„Onkel, bitte: wenn du heute baden gehſt, dann nimm mich mit und zeige mir, wie du es machſt. Dann lerne ich auch ſchwimmen, und wenn ich es kann, dann machſt du mir ein Luftröhrchen, und wenn wir dann Enten auf dem See ſehen, dann gehe ich unter dem Waſſer hin und fange ſie. Und wenn ich ſie habe, dann binde ich ihnen die Füße zuſammen und bringe

ſie zu Auguſt in den Stall, und Auguſt muß ſie zu unſern zahmen Enten einſperren, und dann werden ſie auch zahm und bleiben bei uns. Und wenn ſie Eier legen, dann kriegen wir Junge, und —"

Aber ich habe die Flucht ergriffen und höre nichts mehr.

*

„Es hilft nichts: morgen muß ich fort von hier! Werdet ihr auch den Onkel nicht vergeſſen?"

Alle drei — die beiden Kleinſten kümmern ſich wenig oder gar nicht um den Onkel — ſchauen befangen vor ſich auf den Teller.

„Vielleicht iſt es am beſten, Oka gibt mir ſeinen ſchönen großen Pfeil, und damit prügle ich euch alle drei gehörig durch, ehe ich abreiſe. An dieſe Prügel werdet ihr ſicher denken und auch an den Onkel, der ſie euch gegeben hat."

Ada ſchaut ſtarr vor ſich hin und fängt plötzlich zu weinen an. Die beiden Indianer aber haben keine Angſt, und wenn ich mich nicht ſehr vorſehe, werden ſie mir mit ihren Pfeilen das Lebenslicht ausblaſen, um mit meinem Skalp ihren Wigwam zu ſchmücken. Am beſten iſt es, ich lenke ein und beſchwichtige ſowohl den Kummer als auch den Kampfesmut.

„Du kommſt aber bald wieder?" ſagt Ada ſchluchzend, und ich verſichere:

„Natürlich komme ich wieder. Das wäre ein ſchöner Onkel, der ſeine Neffen und Nichten ſo im Stiche ließe.

Ich komme wieder, und dann bringe ich auch die Tante mit und den Hans!“

Große Freude.

„Aber wo wird Hans ſchlafen?“

„Er kann bei mir ſchlafen,“ ſagt Ada, „ich lege mich ganz an die Seite, dann hat Hans Platz genug!“

„Mika kann zu mir ins Bett kommen, und Hans kann Mikas Bett haben,“ ſchlägt Oka vor, und Ada meint:

„Oder Jura“ — das iſt der Dreijährige, der noch kein echter Indianer iſt — „kommt zu mir ins Bett, und Hans ſchläft in Juras Bett!“

Mika aber macht den beſten Vorſchlag, der mit allgemeiner Heiterkeit begrüßt wird:

„Ich ſchlafe mit Oka in einem Bett, Jura ſchläft mit Ada, und dann kriegt Hans zwei Betten.“

„Da kann er die halbe Nacht in Mikas und die andre Hälfte in Juras Bett ſchlafen,“ malt Oka aus, und Ada verfolgt die Idee:

„Oder er legt die Füße in Juras Bett und den Kopf in Mikas Bett.“

Und es folgen unendliche Pläne, was alles mit Hans angefangen wird, wenn er kommt.

„Aber du mußt recht bald wiederkommen, Onkel!“

„In ſechs Wochen!“

„Sechs Wochen! Das iſt furchtbar lang!“

„Soll ich in ſechs Tagen kommen?“

„In drei Tagen!“

„Aber das iſt ja gar nicht Zeit genug, um Hans zu holen!“

„Onkel, warum ſchreibſt du nicht der Tante, ſie ſolle Hans bringen? Dann brauchſt du gar nicht wegzugehen!“

„Ja, das iſt wahr, aber die Tante kann den Weg nicht finden, und der Hans erſt recht nicht.“

Es geht nicht anders, der Onkel muß fort. Die ganze Kinderſchar eilt ihm voraus und erwartet ſeinen Wagen an der ſteilen Krümmung des Weges. Dort werfen ſie ihm gar noch Blumen in den Wagen, ſtimmen ein großes Hurra an, laufen eine Weile hinterher und ſchwingen die Tücher und Hüte ſo lange, bis Wagen und Onkel längſt ihren Blicken entſchwunden ſind.

Und der Onkel denkt beim Weiterfahren:

‚Rußland iſt weit, verwünſcht weit! Wenn man da aber ſo liebe Neffen und Nichten hat, darf man die Reiſe nicht ſcheuen! Ein Heide bin ich, der nichts weiß von Chriſtentum und Ehrbarkeit, wenn ich nicht noch einmal nach Meddum komme an den See zu Oka, Mika, Ada, Jura und Tania!‘

7

Die Mühle

Der Bach zwängt ſich plätſchernd und in der Sonne lachend durch ein enges Tal. Auf beiden Seiten ſteigen ſchroffe Felſen an. In den Jahrtauſenden hat ſich das winzige Wäſſerchen hier ſein Bett gewühlt, hat Stäubchen um Stäubchen die Felſen abgenagt und weggeſchwemmt, hat im Frühling, wenn die eiſige Decke barſt und der Schnee in den Bergen ſchmolz, mit gewaltiger Macht große Felsblöcke abgeriſſen und zu Tal gerollt, hat weite Mulden ausgeſpült und an Stelle der weggeſchwemmten Felsmaſſen weichen Schlamm herangetragen, den die Menſchen in grüne Wieſen und Felder verwandelt haben. Und die Menſchen haben auch das von dem Bache geſprengte Felſentor erweitert, um Raum für ihre Straßen zu gewinnen. Auf der einen Seite zieht ſich oberhalb des Baches unter den ſteilen Felſen die Chauſſee hin, auf der andern führt ein ſchmaler Fahrweg zur Mühle.

Gerade ehe der Bach durch die enge Pforte rauſcht, zieht er brauſend durch die Mühle. Ein uraltes Häuschen, windſchief und winklig, Stallungen, Scheunen, Schuppen, alles zwiſchen die ſteilen Felſen und das Waſſer hingelagert, maleriſch zuſammengedrängt, einen gemauerten Hof umgebend, an den ſich ein Garten

und weiterhin eine ſaftige Wieſe anſchließen. Die Wieſe bildet eine Halbinſel zwiſchen Bach und Mühlengraben, ſie iſt eingeſäumt von dichten Erlen und Weiden, ihre Spitze wird durch eine hohe Pappel gekennzeichnet und in zwei Reihen ziehen ſich Obſtbäume über ſie hin.

Das alte Wohnhaus iſt ein Schatzkäſtlein der Gemütlichkeit vergangener Zeiten. Wohin man ſchaut, findet man neue reizende Ueberraſchungen, in jedem Winkel öffnet ſich ein geheimes Schränkchen, eine irgendwohin führende ſchmale Tür, ein Kaſten, eine Truhe; ohne daß man den Grund einſehen könnte, geht es von einer Stube in die andre eine Stufe hinauf oder hinab, nicht ein Raum ſchließt ſich dem andern rechtwinklig an, der Gang vom Wohnzimmer zur Küche beſchreibt wunderliche Ecken und Windungen, bald ſchrumpft er zu Mannesbreite zuſammen, bald weitet er ſich zur Halle aus. Die Decke der Zimmer und oben im oberen Stockwerk der Fußboden erlauben ſich ähnliche Extravaganzen: auf der einen Seite iſt die Stube beinahe dritthalb Meter hoch, auf der andern ſtößt man ſich den Kopf an der Decke. Und überhaupt, den Kopf muß man in acht nehmen. Einmal in allen Türen, die man nur gebückt durchſchreiten kann, dann in der Mitte des Zimmers, wo ein gewaltiger Balken die Decke trägt, und endlich in allen möglichen Winkeln, wo aus Urſachen, die man jetzt nicht mehr ergründen kann, die Decke um einige zwölf oder fünfzehn Zoll herabgeſunken iſt.

Das merkwürdige iſt, daß trotzdem das alte Häuschen ſtark und geſund auf ſeinen krummen Mauern ſteht und daß die ſchiefe Decke nicht ans gänzliche Einſtürzen denkt. Offenbar iſt dies Haus nicht wie die modernen Mietskaſernen aus Kehricht und Spucke aufgeführt, ſondern aus feſten Steinen und Balken, wie ſie die an die Mühle anſtoßenden Berge und Wälder lieferten. Das Waſſer wird wohl ſchuld ſein an der Windſchiefe der Müllerwohnung. Der Mühlengraben beſpült und unterwäſcht die Grundmauer an der einen Seite, und nach dieſer Seite haben ſich auch die Decken geneigt. Aber wann das geſchehen iſt, weiß niemand zu ſagen. Wahrſcheinlich vor mehr als hundert Jahren, vielleicht iſt es ſchon viel, viel länger, denn zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges ſtand das Häuschen ſchon.

Es muß wunderſchön, es muß herrlich ſein, aus einem ſolchen alten Familienſitze zu ſtammen, und ich bin nahe daran, der alten Frau zu zürnen, von der Onkel Fritz die alte Bergmühle gekauft hat. Unter dem Gerümpel der Alten, das in der Mühle aufgeſchichtet lag, waren auch eine Bibel und ein paar Gebet-, Geſang- und Andachtsbücher, die meiſten aus der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. In jedes hatte der wackere Müller eingeſchrieben, wann und wo und zu welchem Preiſe er das Buch gekauft hatte, und zwei oder drei der Bücher hatten als Familienchronik gedient. Die älteſte Eintragung war von

1732, und der Chroniſt meldete, daß er aus einem Dorfe des Hunsrücks gebürtig ſei und vor zehn Jahren die Tochter des Bergmüllers geheiratet habe. Danach folgten der Reihe nach die Geburtstage und -jahre der Kinder, und ſo ging es in ununterbrochener Folge aus dem einen Buch in das andre hinüber, deſſen Seiten noch Platz boten. Der Name des Beſitzers änderte ſich mitunter, aber trotzdem war es immer die nämliche Familie, die in der Mühle ſaß; da kein Sohn da war, erbte die Tochter und der Schwiegerſohn brachte den neuen Namen.

Iſt es nicht merkwürdig, daß eine Frau von achtzig Jahren ohne Not, nur aus Spaß an dem klingenden Gelde einen ſolchen alten Sitz weggibt, das Haus, worin ſie ſelbſt, worin ihre Kinder, worin ihr Vater, ihre Großmutter, ihre Vorfahren bis ins achte und vielleicht bis ins fünfzehnte Glied geboren ſind und gelebt haben! Unſereinem kommt das faſt wie ein Sakrileg, wie eine Beleidigung der den Vorfahren ſchuldigen Pietät vor. Aber vermutlich fühlen die Bauern bei aller Zähigkeit, womit ſie am Beſitze feſthalten, hierin nicht ſo wie wir, und dieſe Zähigkeit hält nicht ſtand, wenn das Geld im Kaſten klingt.

Die beiden Mühlenräder ſind noch da, und in der eigentlichen Mühle, welche das Untergeſchoß des Wohnhauſes einnimmt, ſtehen noch die Mehlkäſten, liegen noch die Steine, verſtaubt das komplizierte Werk der Räder und Bretter. Das Waſſer, das

einſt alles zum lebendig klappernden Leben erweckte, rauſcht und toſt vorbei, ſchießt durch die geborſtenen Schleuſen, ſchäumt um die morſchen Radſpeichen, ziſcht in den Fugen der Grundmauer, aber drinnen bleibt alles tot und ſtill, ſo ſtill und ſo tot, daß es einem faſt unheimlich werden könnte, gleich als ob man erwartete, die Geſpenſter vieler Müllergenerationen könnten aus der Tiefe der ſtaubigen Mahlkäſten aufſtehen, um mit Geiſterhand das Werk wieder einzuſtellen, an dem ſie ihr Leben lang hantiert haben. Hier verſteht man plötzlich, warum es die deutſchen Märchen gerade in alten Mühlen ſo gerne ſpuken laſſen, warum gerade die Müllerſöhne ſo oft in Verbindung mit Feen, Nixen und Zauberern ſtehen, warum verwunſchene Schätze, wenn ſie nicht in alten Schlöſſern lagern, am liebſten ihr Verſteck in einer Mühle ſuchen.

Aber draußen merkt man nichts von Spuk und von Geſpenſtern. Es rauſchen die Waſſer, es glitzern und glänzen die Wellen, es flüſtert das Schilf, es zittern die Blätter der Pappeln und Erlen, prächtige Libellen ſchweben mit zitternd ausgebreiteten Flügeln, im Sonnenſtrahle flirrende Fiſchlein ſchwimmen vergnügt in dem klaren Bach, ringsum und überall lockt die liebe Sonne Leben und Farbe hervor. Der altersſchwache, halb verfallene Schuppen, der die Mühlräder deckt, verſchwindet hinter der Blätterpracht der Haſelſtauden, tauſend Blumen verwandeln die grüne Wieſe

in einen mit unzähligen bunten Sternen gezierten Himmel, es ſchnattern die Enten, gackern die Hühner, zirpen die Grillen, zwitſchern die Vögel. Alles iſt heiter, froh, hell, lebendig. Die alten Geſpenſter mit ihrem Spuk bleiben unten in dem düſteren Raum, hier oben gehen ſie nicht um.

Und nun kommt Hänschen und beſtaunt die neue Welt.

Ja, das iſt doch anders als Paris, die große Stadt mit ihren grauen Wohnkaſernen, dieſen ſteinernen Käfigen, worin die Menſchen eingeſperrt ſind. Das Abſcheulichſte, was die ſogenannte Ziviliſation geſchaffen hat, das iſt die Großſtadt, und zwar aus dem ſehr einfachen Grunde, weil ſie ſich am weiteſten von der Natur entfernt. Je näher der Menſch der Natur iſt, deſto geſünder und beſſer iſt er. In der Großſtadt ſieht und hört man nichts Natürliches. Man ſieht nicht den Himmel, man weiß nichts von Wolken, von Sonne, Mond und Sternen, die Bäume wachſen künſtlich aus dem Aſphalt der Seitenwege auf, und wenn man ſie acht Tage lang nicht begöſſe, würden ſie eingehen, die Blumen friſten ihr kümmerliches Daſein in den Töpfen am Fenſter, die Singvögel ſind in Käfige eingeſperrt wie die Menſchen, die Hunde tragen Maulkörbe und werden an der Leine geführt, die Pferde ſind ohne Geſchirr nicht denkbar, andre Tiere ſieht man nicht, man müßte denn auf die Kammerjagd gehen.

Es iſt ein Kummer und ein Schmerz für den Erwachſenen, in der Großſtadt leben zu müſſen, aber um wie viel trauriger iſt das Los des Kindes! Statt im Wald auf Moos und Gras herumzulaufen, auf Bäume zu klettern, im Bach zu baden, das Obſt von den Bäumen zu holen, mit den Vögeln im Walde um die Wette zu ſingen und zu jubeln, ſteckt das Stadtkind eingepfercht zwiſchen den grauen Steinmauern, es ſpielt auf dem grauen Straßenpflaſter und patſcht in der Goſſe herum.

Da mir das unſchätzbare Glück ward, in einer kleinen Stadt geboren zu werden und in der freien großen Natur der Berge, des Waldes, des Fluſſes aufzuwachſen, ſehe ich mit Betrübnis, daß mein Sprößling dieſe herrlichſten aller Freuden entbehren ſoll, und ſo beſann ich mich nicht, als Onkel Fritz die Bergmühle bezog und Hänschen ſamt Zubehör einlud. Dieſes Zubehör ſind natürlich die Eltern oder eigentlich nur die Mutter, denn den Vater hält die ſcheußliche Pflicht des Geldverdienens in der grauen Gräßlichkeit der Großſtadt feſt. Nur gerade auf acht Tage konnte er ſich auf der grünen Wieſe, umrauſcht von den Wundern der Bergmühle, ausruhen und an Sonne und Luft freuen.

Hänschen iſt länger geblieben, und jetzt, wo er wieder daheim iſt — wenn man in einer Großſtadt überhaupt daheim ſein kann, was ich bezweifle —, erzählt er ohne Unterlaß von der Bergmühle und ihren Bewohnern.

Seine beſten Freunde waren die Enten und die Hühner, aber die Freundſchaft war nicht gegenſeitig. Sobald ſie ihn kommen ſahen, flohen die Enten in den Bach, die Hühner in die Scheune. Er mochte noch ſo freundlich die Hände ausſtrecken und „Wulle-wulle-wulle“ oder „Bibibibi“ rufen, das Geflügel traute ihm nicht über den Weg. Am ſchrecklichſten wütete Hänschen im Hühnerſtall, wo ſein Treiben der auf die Eier rechnenden Tante Fanny eitel Kummer und Herzeleid brachte. Denn er ſtörte die Hennen in ihrer ſo nützlichen Beſchäftigung des Eierlegens, und die Tante fürchtete ſehr, die verſcheuchten Hennen könnten ſich ihre Neſter in entfernten und verſteckten Winkeln des Gartens oder der Wieſe machen, wo man die Eier nimmer fände.

Und doch waren die Abſichten Hänschens rein und frei von Schuld und Fehle. Er beſuchte den Hühnerſtall nicht, um die wackeren Tiere am Eierlegen zu hindern, ſondern ganz im Gegenteil, um ſie zu dieſer erfreulichen Tätigkeit zu ermuntern. Eines Morgens belauſchte ihn Onkel Fritz, wie er den ängſtlich gackernden Hennen eine kleine Anſprache hielt. Er ſagte:

„Und dann ſeid hübſch brav und lieb und legt ein Ei für die Mama und ein Ei für Tante Fanny und ein Ei für Onkel Fritz. Und dann ganz viele, viele Eier für Hanſibub.“

Jawohl, ſo beſcheiden und wohlerzogen iſt mein Sohn, daß er ſich ſelbſt ans Ende ſtellt! Freilich iſt

es ein dickes Ende, und die Hauptſache kommt nach. Denn nachdem er der Mama, dem Onkel und der Tante jedem ſein Ei beſtellt hat, verlangt er für ſich gleich einen ganzen Korb voll. Es müßte ſonderbar zugehen, wenn dieſer hoffnungsvolle Knabe nicht dereinſt an der Spitze eines Hühnereiertruſtes ſtände!

Doch ſein größter Freund und liebſter Genoſſe iſt Jim der Hund. Das iſt kein Gaſſenjunge und Herumſtreicher wie der zottige Pudel Miſère, der in Paris Hänschens Spielkamerad iſt, nein, Jim iſt ein ſauberer, honetter, wohlerzogener Foxterrier, deſſen Eltern bekannt ſind und der, glaube ich, ſogar eine Reihe feſtzuſtellender Ahnen beſitzt. Miſère aber iſt, wie ich nicht leugnen kann, ein Findling, der ſich als unberechtigter Lumpenſammler durch die Pariſer Abfallkäſten ſchlug, ehe er einen Herrn, ein Heim und einen Kameraden fand.

Der alte Weller, der kein Dummkopf war, erzählte dem ſtaunenden Mr. Pickwick, daß er ſeinem Sohne, dem Sam, die denkbar beſte Erziehung habe angedeihen laſſen, und erhöhte das Staunen des wackeren Herrn, als er erklärte: „Von ſeinem zehnten Jahre an habe ich ihn auf die Straße geſchickt und ihm geſagt, er ſolle allein für ſich ſorgen.“

Dieſes Erziehungsſyſtem des alten Londoner Kutſchers mag unter Umſtänden probat ſein, aber ich habe einige Zweifel. Sicher iſt, daß Jim ein wohlerzogener Gentleman, Miſère aber ein Gaſſenjunge iſt, daß Jim

tauſend unterhaltende Kunſtſtücke macht, von denen Miſère keine Ahnung hat, daß Miſère tauſend Unarten ausübt, deren Jim ſich ſchämen würde. In dieſem Falle ſcheint das Syſtem Wellers widerlegt zu werden.

Jim iſt alſo ein Kamerad, der Hänschen weit mehr Vergnügen macht als Miſère. Jim ſtellt ſich auf die Hinterbeine und hüpft vor dem Kleinen herum, er ſtellt ſich tot, er apportiert, er findet verſteckte Taſchentücher und andre Gegenſtände, er iſt mindeſtens ſo klug wie der „kluge Hans“, der in Berlin ſo großes Aufſehen machte, und ein gut Teil klüger als der Hans, der mit ihm ſpielt.

Jim hat ſeine beſondere Freude an dem Bach, und ſein liebſter Wunſch iſt erfüllt, wenn man ihm Stücke Holz da hineinwirft, damit er ihnen nachſchwimmen und ſie wieder heranbringen kann. Auch Steine holt er heraus, wo das Waſſer nicht zu tief iſt, und Hänschen amüſiert ſich auf dieſe Weiſe ſtundenlang mit ihm.

Der Bach intereſſiert den Kleinen faſt ſo ſehr wie den Hund. Er ärgert ſich, daß er nicht auch in das Waſſer gehen und ſchwimmen kann wie Jim und wie die Enten. Er hat es verſucht, aber es geht nicht, und jetzt fürchtet er die Flut.

Das ging ſo zu: Schon eine ganze Weile hatte man ihn nicht geſehen, aber niemand ſchenkte ſeiner Abweſenheit Aufmerkſamkeit, denn man war ſchon gewohnt, daß er ſich mit Jim, mit den Hühnern, den Enten oder ſonſtwie auf der Wieſe zu ſchaffen machte.

Onkel Fritz aber, der den Hühnerſtall beſuchen wollte, hörte ein Plätſchern und Gluckſen im Waſſer. Unter dem Hühnerhaus durch fließt der gedeckte Mühlenkanal, der ſchmäler, tiefer und reißender als der Bach iſt und durch eine Schleuſe abgeſperrt wird.

Hier fand Onkel Fritz Hänschen, die Strömung hatte ihn unter die Schleuſe gezogen, vergebens ſuchte er ſich wieder herauszuſchaffen, und verzweifelt griffen und plätſcherten ſeine Händchen herum. Wäre der Onkel eine Minute ſpäter gekommen, ſo war es aus mit den Abenteuern des jungen Helden.

Dann erzählte er, er habe fiſchen wollen und ſei dazu ſachte in das Waſſer hineingegangen. Auf einmal aber habe ihn das Waſſer gepackt, und ſo ſehr er ſich auch geſträubt, habe es ihn nicht mehr losgelaſſen, ſondern immer tiefer hinabgezogen. Das erzählte er ganz ſo, als ob er die Hände geſehen und gefühlt habe, die ihn packten und feſthielten. Es fehlte nur das Pünktchen des i, um die Legende von der ſchönen Nixe, die den jungen Fiſcher raubt, zu ergänzen.

Das gab einen Lärm im Haus!

Der Kaltblütigſte bei der Geſchichte war Hänschen. Einen Augenblick war er in Ungewißheit, ob ihm der Ungehorſam, den er durch das Betreten des Waſſers begangen hatte, keine Strafe zuziehen könnte. Als er aber wahrnahm, daß man ihn ganz im Gegenteil mit Liebkoſungen überhäufte, nahm er die Begebenheit mit Verwunderung und Wohlgefallen hin.

„Nicht wahr, du gehſt jetzt nicht mehr ins Waſſer? Nicht wahr, du verſprichſt es der Mama?“

„Warum?“ und Hänschen kaut zufrieden an einem Stück Kuchen, das man ihm in der Freude über ſeine Rettung in die Hand gedrückt hat.

„Aber weil dich auf einmal das Waſſer ganz feſthält! Und dann gehſt du unter und kommſt nie wieder herauf. Und dann haben wir keinen kleinen Bub mehr, und der kleine Bub hat keine Mama und keinen Papa mehr und keinen Onkel Fritz und keine Tante Fanny und keinen Jim und überhaupt gar nichts mehr.“

„Warum nicht?“

„Weil er dann tot iſt.“

„Was iſt das, tot?“

Ja, was iſt das, tot? Den Weiſen aus dem Morgenlande möchte ich ſehen, der das einem Kinde klarmacht! Wollen doch ſelbſt die Erwachſenen nichts vom Tode wiſſen, wollen doch ſelbſt die Großen nicht glauben, daß es ſo was gebe wie einen Tod. Retten doch die einen ſich in die Auferſtehung und in das ewige Leben der Religion, die andern in den Pantheismus, der nur ihre Form vernichtet, den Stoff aber ewig leben läßt. Und wenn wir alten Leute, denen das Blut nur noch langſam und faul durch die Adern fließt, ewig leben wollen, was ſoll dann da ein raſches, queckſilbern bewegliches Kind vom Tode begreifen!

Nein, der Tod exiſtiert nicht für die Kinder. Wenn

er da iſt, ſind ſie nicht da, ſie wiſſen nichts von ihm, denn ſie ſind vollkommene Egoiſten. Der Tod aber exiſtiert nur für den Altruiſten, er exiſtiert für uns, wenn unſre Lieben uns verlaſſen. Selber ſterben iſt nichts, aber die Menſchen ſcheiden ſehen, die uns das Leben ſchön und lebenswert machen, das iſt die Bitterkeit des Todes. Und davon wiſſen die Kinder nichts.

Laſſen wir Hänschen in ſeiner glücklichen Unwiſſenheit. Die Erkenntnis wird auch für ihn früh genug kommen.

8

Hans der Lügner

Mit dem Lügen geht es mir wie mit dem Gehorchen.

Gott, wie wurde uns Kindern das Lügen verpönt! Es war das ſchwärzeſte und entſetzlichſte Verbrechen, deſſen wir uns ſchuldig machen konnten. Ich erinnere mich, daß in dem erſten Leſebuch, das man uns in die Hand gab, deutſche Sprüche von Robert Reinick ſtanden, wovon der erſte ungefähr lautete:

„Vor allem eins, mein Kind, ſei treu und wahr!
Laß nie die Lüge deinen Mund entweihn!“

So genau weiß ich es nicht mehr, aber das war der Sinn des Spruches. Und man muß ihn mir ſehr eingeſchärft haben, ſonſt hätte ich ihn nicht behalten.

Außerdem erzählte man uns die Geſchichte von Georg Waſhington. Es iſt eigentlich überflüſſig, daß ich ſie hier wiederhole, denn ohne Zweifel kennen Sie ſie ſo gut wie ich. Sie wiſſen wie ich, daß der alte Waſhington junge Kirſchenbäume gepflanzt hatte, daß ſein Sohn Georg ſie mit einem kleinen Beilchen umhackte, daß er dem entrüſteten Vater ohne weiteres geſtand, er ſei es geweſen, daß der Vater ihn gerührt an ſeine Bruſt zog und dem Himmel dankte, ihm einen ſo wahrheitliebenden Sohn geſchenkt zu haben.

In den amerikaniſchen Schulen wird dieſe Anekdote ſelbſtverſtändlich noch eifriger erzählt als in Europa, aber die Amerikaner haben Humor und haben eine Fortſetzung angehängt. Alſo erzählte mir ein wackrer Bürger der Vereinigten Staaten:

„Als uns der Lehrer die Geſchichte von Georg Waſhington und dem Kirſchbaum erzählt hatte, kannte ich nur das eine Streben, dem großen Manne ähnlich zu werden. Ich flehte und beſtürmte meinen Vater, mir ein kleines Beil zu ſchenken. Um Obſtbäume brauchte ich nicht zu bitten, denn die ſtanden ohnehin ſchon hinter dem Hauſe im Garten. Sobald ich mein Beil hatte, ſuchte ich mir ein junges Bäumchen heraus und hackte es ab. Leider war es kein Kirſch-, ſondern ein Apfelbäumchen, aber ich dachte, ſo genau komme es nicht auf die Obſtart an. Am Abend kam mein Vater heim aus dem Geſchäft. Ich erwartete ihn klopfenden Herzens. Nach einer Weile ging er in den Garten, dann hörte ich ihn einen zornigen Ausruf ausſtoßen, und gleich darauf kam er ins Haus zurück und rief:

‚Wer hat das Apfelbäumchen umgehackt?‘

Alsbald trat ich freudeſtrahlend vor und rief genau wie Georg Waſhington bei jener denkwürdigen Gelegenheit:

‚Das bin ich geweſen, lieber Vater, mit meinem Beilchen!‘

Mein Vater ſchnallte alsbald ſeinen Leibriemen

ab, ergriff mich beim Schopfe, legte mich übers Knie und verabreichte mir die abſcheulichſte Tracht Prügel, die ich in meinem Leben erhalten habe.

Das habe ich mir gemerkt, und ſeither habe ich die Wahrheit nur noch dann geſprochen, wenn eine Lüge abſolut nicht in meinen Kram paſſen wollte."

Die amerikaniſche Geſchichte iſt ſehr gut, aber ſie iſt ein Scherz. Ich aber möchte allen Ernſtes fragen: Welchen Zweck und welchen Nutzen hat es, den Kindern die Liebe zur Wahrheit einzubleuen? Lügen und Stehlen iſt ihnen angeboren. Und alles Predigen nützt dagegen nichts. Habe ich nicht den Spruch Reinicks behalten bis auf den heutigen Tag, obſchon nun, ſo traurig das auch für mich iſt, fünfunddreißig Jahre vergangen ſind, ſeit ich ihm zuerſt begegnete? Hat man mir alſo nicht ausdrücklich die Liebe zur Wahrheit gepredigt? Und hat es irgend etwas genützt?

Ach nein, nicht das geringſte! Gelogen habe ich, daß die Balken ſich bogen, und damit nicht genug, habe ich mir ſogar fremdes Gut angeeignet. Stehlen nannten wir es freilich nicht, ſondern ſtrenzen oder ganfen. Wie ich taten alle meine Kameraden. Alle logen und ſtahlen. Die ganze Gemarkung wurde von uns heimgeſucht. Wir wußten, wo die beſten Weintrauben, die ſaftigſten Birnen, die ſchönſten Kirſchen, Pflaumen, Nüſſe und ſo weiter reiften und wann und wie man ihnen am beſten beikommen konnte. Wir hatten Verſtecke in Wald und Feld, wo wir die Beute

unterbrachten, die wir nicht gleich verzehren konnten. Denn obſchon ein Bubenmagen dehnbar iſt wie Gummi, kommt doch auch für ihn der Moment, wo er weitere Aufnahme verweigert.

Nicht nur das: ich habe nicht nur ſelbſt gelogen und geſtohlen. Ich habe auch noch andre zum Lügen und Stehlen angeleitet. Mein um einige Jahre jüngerer Bruder machte mir die Sache ſchwer genug. Ich erinnere mich noch, wie wir zuſammen Zucker naſchten und wie ich ihm einſchärfte, der heimkehrenden Mutter zu ſagen, daß wir keinen Zucker genommen hätten. Statt die Frage abzuwarten, lief der Burſche ihr entgegen und erklärte alsbald:

„Ich bin nicht am Zucker geweſen!“

Und die Mutter, die das Sprichwort: „Qui s'excuse, s'accuse“ kannte, war nicht einen Augenblick im Zweifel über unſre oder vielmehr meine Miſſetat.

Und einmal habe ich als Räuberhauptmann den Bruder in einen Weinberg geführt, wo uns ein Feldſchütz entdeckte, dem wir ſchließlich nur dadurch entgingen, daß wir Hand in Hand durch den Fluß wateten, der ſtellenweiſe ſo tief war, daß ich den Kleinen tragen mußte, wenn er nicht ertrinken ſollte. Und ich erinnere mich, daß wir dann im Walde an einer offenen und ſonnigen Stelle unſre Kleider auszogen und trockneten. Das taten wir, als die Trauben reif waren, alſo wahrſcheinlich im Oktober.

Ach Gott, wenn ich ſo was jetzt täte, könnte ich

nachher vier Wochen im Bett liegen oder gleich ganz draufgehen. Damals aber hat es weder mir noch dem Kleinen das allergeringſte geſchadet. Ich bin auch einmal, als das Eis wegging, bis über den Kopf ins Waſſer gefallen und erſt heimgegangen, als die Kleider am Leibe getrocknet waren. Und dabei blieb ich geſund und friſch.

Das allerſchlimmſte aber iſt, daß ich jetzt, wo ich ein würdiger Bürger und Familienvater bin, mich nicht im geringſten meiner Untaten ſchäme. Im Gegenteil! Ich erzähle ſie Ihnen beinahe mit Stolz!

Soll ich daher den Hans, den Schlingel, prügeln, wenn er tut, woran ich mich gern erinnere?

Nein, ich will ein Türke ſein, wenn ich das tue!

Denn ich muß es ſagen: mein vierjähriger Sohn lügt wie ein Oberförſter. Er lügt ganz ohne Not. Er lügt, weil ihm das Lügen Spaß macht. Wenn er etwas entzweigeſchlagen hat, beſinnt er ſich keinen Augenblick, um mir, dem ſtrenge fragenden Vater, zu ſagen:

„Das hat die Mama getan!“

Ja, er entblödet ſich nicht, mir hohnlachend zu verſichern:

„Das hat der Papa getan!“

Damit nicht genug, erfindet er die unglaublichſten Geſchichten. Er erzählt zum Beiſpiel:

„Geſtern bin ich einem Elefanten begegnet. Einem ganz kleinen Elefanten! So klein war er!“

Und er zeigt mit ſeinen kleinen Händchen, daß der Elefant nicht größer war als ein Hund.

„Was? Einen ſo kleinen Elefanten haſt du geſehen? Und auf der Straße? Was hat der denn auf der Straße getan?“

„Er iſt aus ſeinem Garten weggelaufen, weil der kleine Bub dort ihm keinen Kuchen geben wollte.“

„Ah!“

„Jawohl, und er iſt zum Bäcker gegangen und hat Kuchen geholt!

„Hat ihm denn der Bäcker Kuchen gegeben?“

„Natürlich! Er hat Angſt gehabt vor dem Elefanten!“

„Warum Angſt? Vor einem ſo kleinen Elefanten hat man doch keine Angſt?“

„Wenn aber der kleine Elefant wieder in ſeinen Garten geht und holt die großen? Und dann kommen ſie alle zu dem Bäcker, dann hat er doch Angſt, nicht wahr?“

„Hör einmal, das glaube ich nicht! So kleine Elefanten gibt es gar nicht. Und ſie dürfen auch gar nicht aus ihrem Garten. Da iſt doch ein hohes Gitter drum herum. Wie ſollen ſie auf die Straße kommen?“

„Sie ſind doch auf der Straße geweſen: ich habe ſie doch geſehen!“

Und dreimal hintereinander macht der Kleine beſchwörend:

„Jawohl! Jawohl! Jawohl!“

Ich frage mich, warum der Junge ſolche Geſchichten nicht erfinden ſoll? Warum ſoll er die Wahrheit reden? Reden wir denn die Wahrheit? Erzählen wir den Kindern nicht jeden Tag hundert und aber hundert Geſchichten, an denen kein wahres Wort iſt? Sollen wir die Märchen aus der Kinderſtube verbannen?

Es gibt Leute, die das befürworten.

Mir ſelbſt ſind einige dieſer Märchen verhaßt, nämlich die Geſchichten von böſen Hexen und Menſchenfreſſern, von Geſpenſtern und Teufeln, womit man uns früher Angſt gemacht hat. Ich finde es zum mindeſten überflüſſig, wenn nicht ſchädlich, den Kindern Furcht einzujagen mit Dingen, die nicht exiſtieren. Die Mütter, Väter und Kindermädchen, die ihre Kinder zur Ruhe bringen, indem ſie ihnen Schauergeſchichten erzählen, kommen mir ſehr unverſtändig und töricht vor, und ich bin ganz dafür, daß man alle dieſe haarſträubenden Märchen beiſeiteläßt.

Aber ganz anders ſteht es mit den Märchen, die nicht Furcht, ſondern Freude erregen. Die Hauptſache iſt, daß man auf Erden glücklich und zufrieden ſei. Das wünſchen wir für unſre Kinder, und wenn ſie der Glaube an gütige Feen, an das Tiſchlein-deck-dich und die Tarnkappe glücklich machen kann, weiß ich nicht, warum wir ihnen dieſes Glück nicht beſcheren ſollen.

Drei Monate vor Weihnachten begann bei Hans die Freude über das kommende Chriſtkindchen, das ihm alle die ſchönen Dinge, die er ſich wünſchte,

bringen würde. Wenn er mich in der Arbeit ſtörte und kein vernünftiges Zureden nützte, brauchte ich ihm nur zu ſagen, daß das Chriſtkindlein böſen Kindern keine ſchönen Sachen, ſondern eine Rute bringe, um ihn zur Ruhe zu bewegen. Soll ihm dieſe ebenſo ſchöne wie unſchuldige Erfindung etwas ſchaden? Wer kann das glauben?

Ich habe von einem Amerikaner geleſen, der ſich rühmt, ſein Söhnlein auf dem engen Pfade der Wahrheit erzogen zu haben. Niemals habe er ihm eine Unwahrheit geſagt, auf alle ſeine Fragen habe er ihm ſtets der Wahrheit gemäß geantwortet. Das muß ein Mordsamerikaner ſein, ein echter Neuengländer, nämlich ein geborener Münchhauſen.

Wenn er bei meinem Jungen wäre, wetten wollte ich, was Sie wünſchen, daß der nicht zweimal gefragt hätte, ehe der Amerikaner dreimal gelogen hätte.

Die Wahrheit ſagen!

Aber du lieber Gott, um die Wahrheit zu ſagen, muß man ſie erſt wiſſen! Wer weiß ſie denn? Wer beſitzt ſie?

Was ſagt denn dieſer Amerikaner, wenn ihn ſein Sohn fragt:

„Wer hat denn die Sonne gemacht? Warum iſt ſie ſo hell? Wer ſteckt am Abend die Sterne an? Warum weht der Wind? Wo kommt er her? Wie geht das zu, daß aus der Kaſtanie, die wir in die Erde geſteckt haben, ein Bäumchen aufgewachſen iſt?“

Tauſend ſolcher Fragen ſtellt wohl jedes Kind an jedem Tage, und von andern, ſehr intimen und öffentlich nicht zu erwähnenden Fragen ſpreche ich nicht.

Was antwortet denn da mein Amerikaner? Wenn er wirklich die Wahrheit reden will, muß er in den meiſten Fällen ſagen: „Ich weiß es nicht.“

Und damit gibt ſich Hans zwar mitunter, aber durchaus nicht immer zufrieden.

Ehe wir von unſern Kindern Wahrheit verlangen, müßten wir aus unſerm eignen Leben die Lüge verbannen. Aber wir kommen ohne Lüge nicht aus, können nicht ohne ſie auskommen. Sie iſt ein wichtiger, unentbehrlicher Kitt unſrer menſchlichen Geſellſchaft. Keine Familie, keine Gemeinde, kein Staat könnte vierundzwanzig Stunden lang exiſtieren, wenn wir alle plötzlich die verrückte Idee ausführten, einander die Wahrheit zu ſagen.

Wir lügen den lieben langen Tag, und das, was wir Höflichkeit, Lebensart, gute Sitten nennen, iſt beinahe nichts als Lüge. Wenn der Geſchäftsmann nicht lügen könnte, wäre er in drei Tagen bankrott, und acht Tage nach der Einführung der allgemeinen lautern Wahrheit wären die meiſten von uns totgeſchlagen, die übrigen als Einſiedler in Wäldern und Wüſten verſteckt.

Warum alſo für unſre Kinder eine Regel aufſtellen, die der menſchlichen Natur und der geſellſchaftlichen Einrichtung zuwiderläuft? Die wir ſelber nicht be-

folgen, die wir vor den Augen des aufmerkenden Kindes ohne Unterlaß verleugnen? Von der wir ganz gut wiſſen, daß ſie im praktiſchen Leben abſolut unbrauchbar iſt? Ja, zu deren Verleugnung wir ſelbſt bei Gelegenheit das nämliche zur Wahrheit erzogene Kind anſtiften? Denn es wird wenige Eltern geben, die nicht ſchon ihrem die Haustür öffnenden Kinde anempfohlen hätten, dem unwillkommenen Beſucher den falſchen Beſcheid von der Abweſenheit des Vaters oder der Mutter zu geben.

Bei meinem Bart! Es wäre mir ſehr peinlich, wenn Hänschen immer die Wahrheit ſagte, wenn er meine Bäume umhackte, meine Pfeife zerſchlüge, meine Bücher zerriſſe und nachher herkäme wie der legendäre Georg Waſhington und gar noch ſtolz auf ſeine Schandtaten wäre! Ich würde ihn entweder für außerordentlich dumm oder für ein höchſt verſtocktes Gemüt halten.

Schwindelt er mir aber etwas vor, ſo iſt das ein Beweis, daß er ſich der Strafbarkeit ſeiner Handlung bewußt iſt und daß er klug genug iſt, um einen Ausweg aus der Klemme zu ſuchen.

Auf jeden Fall aber werde ich ihn nicht ſtarr zu einer Regel verpflichten, von der ich ihm nachher täglich Ausnahmen geſtatten müßte. Er mag ruhig ſeine Schnurren erfinden und erzählen, das ſchadet nichts. Nur wenn er böſe Abſichten dabei verfolgt und andern ſchaden will, werde ich ihm das anders als halb lachend verweiſen. Handelt es ſich aber um einen ſeiner kleinen

Schurkenſtreiche, deren er wie jedes geſunde Kind täglich drei Dutzend ausübt, ſo werde ich mich ſtets mindeſtens ebenſoſehr freuen wie erzürnen, und keinen Augenblick werde ich daran denken, ihn für Fehler verantwortlich zu halten, die das allgemeine Erbteil unſers ſündhaften Menſchengeſchlechtes ſind.

Die Engländer ſagen, es gebe zwei Sorten Lügen, die ſchwarze und die weiße. Münchhauſen iſt ein weißer Lügner, den Hauptmann von Köpenick kann man je nach ſeiner humoriſtiſchen Veranlagung für einen ſchwarzen oder für einen weißen Lügner halten, die Hexe, die Hänſel und Gretel in das Lebkuchenhäuschen lockte, war ohne Widerſpruch eine ſchwarze Lügnerin.

Dieſe Unterſcheidung iſt ſehr gut, aber wie in allen dieſen Dingen iſt die Trennungslinie ſo fein und dünn, daß man ein Stück Herrgott ſein müßte, um nicht jeden Tag zwanzigmal einen Schritt zu weit nach rechts oder nach links zu tun.

Jedenfalls aber mag man ſolche Lügen erlauben, die weiter nichts als Betätigung der Phantaſie ſind, wie die Elefantengeſchichte Hänschens. Wenn wir ſie verdammen, was ſoll dann aus unſern Romanſchreibern werden?

Ferner ſehe ich milde auf die Notlügen, daß heißt auf die Lügen, die das Kind erfindet, um ſich aus ſeiner ſchiefen Lage zu retten. Wenn Georg Waſhington das Bäumchen umgehackt und aus Angſt vor dem

zürnenden Vater die Wahrheit geleugnet hätte, so wäre das eine sehr verständige und darum verzeihliche Notlüge gewesen.

Die einzigen Lügen, die keine Milde verdienen, sind Verleumdungen, Verdächtigungen, falsche Denunziationen und überhaupt alle Unwahrheiten, die darauf abzielen, einen andern zu schädigen.

Hans bringt jeden Tag mehrere Dutzend sehr schöner Lügen vor, aber so eine ist noch nicht dabei gewesen.

Und solange so keine kommt, mag er ruhig den steinigen Pfad der Wahrheit verlassen und den bequemeren Weg der Lüge wandeln.

Wer noch nie gelogen hat — nein, wer nicht jeden Tag mindestens einmal lügt, der werfe den ersten Stein auf ihn und auf mich!

517857 A

9

Pyramus und Thisbe

Es waren zwei Königskinder
Die hatten einander ſo lieb,
Sie konnten zuſammen nicht kommen, —
Das Waſſer war viel zu tief.

Aber nein, das geht nicht, die zwei da hießen ja Hero und Leander. Bei Pyramus und Thisbe war es nicht das Waſſer, ſondern eine Wand, welche die Liebenden trennte, eine Wand, die im Sommernachtstraum vortrefflich von dem Meiſter Thoms Schnauz dargeſtellt wird. Außerdem waren die beiderſeitigen Eltern nicht Könige, ſondern brave Bürgersleute. Das iſt alſo mein Fall.

Freilich iſt es keine Wand, ſondern nur ein Zaun, der die Nachbarskinder hindert, zueinander zu kommen, aber da die Wand eine Ritze hatte, und da ein Zaun eigentlich nur aus Ritzen mit Stäben dazwiſchen beſteht, ſtimmt das ganz gut.

Pyramus iſt mein Sohn Hans, Thisbe iſt das Nachbartöchterlein, das auf den ſchönen Namen Lucienne hört. Zuſammen zählen beide jetzt acht Jahre, aber was ein Haken werden will, krümmt ſich beizeiten, und die zwei ſind ein vollendetes Liebespaar. Ein jedes bleibt auf ſeiner Seite des die beiden Gärten

trennenden Zaunes, aber ſie ſind ohne Unterlaß beiſammen und werden ſo gut fertig bei ihren Spielen, als ob der Zaun nicht da wäre.

Vielleicht ſogar beſſer!

Denn es fehlt auch in dieſem Liebesverhältniſſe nicht an kleinen Zwiſten, und wenn ſie einander erwiſchen könnten, würden ſie ſich vermutlich mindeſtens dreimal täglich zerzauſen.

Zu kleinen Gefechten kommt es ohnehin.

Heulend kommt Hänschen zu mir in die Stube.

„Buhbuhbuh!“

„Was iſt los? Haſt du dir wehgetan?“

„Buhbuhbuh! Lucienne hat mir eine Eiſenbahn auf den Kopf geſchlagen!“

Wider Willen muß ich lachen. Eine Eiſenbahn auf den Kopf geſchlagen! Die Idee iſt gar zu ungeheuerlich!

Aber es hat ſeine Richtigkeit. Die Eiſenbahn iſt ein kleines Ding aus Blech, das man aufziehen und zum Herumſchnurren bringen kann. Ein Onkel hat ſie dem Kleinen zum Geſchenk gemacht, er hat ſie der Freundin gezeigt, und im Verlaufe des Zwiegeſpräches hat die Schöne das Ding ihrem Anbeter an den Kopf geworfen.

Nicht hart, denn die Kolliſion hat keine Spuren zurückgelaſſen. Aber immerhin iſt es herzkränkend, wenn einem von der Dame ſeines Herzens eine Lokomotive an den Kopf geworfen wird, und ich bemühe

mich, den in ſeinen zarten Gefühlen Verletzten zu tröſten.

Ich ſage ihm:

„Na, bleib ein bißchen bei mir. Gleich bin ich fertig mit meiner Arbeit und dann betrachten wir zuſammen den Struwwelpeter. Du brauchſt auch nicht immer mit Lucienne zu ſpielen. Kannſt du nicht allein ſpielen?“

Das leuchtet ihm ein, aber er bleibt nicht da, ſondern eilt ſofort wieder hinaus, um der Nachbarin ſeine Kriegserklärung zu verkünden.

Zu dieſen Erklärungen haben die beiden ihre beſondere Formel gefunden, die in einem vielmal wiederholten kurzen Geſange beſteht. Die Worte lauten:

„Ich ſpiel' nicht mehr! Ich ſpiel' nicht mehr!“

Wenigſtens dreimal täglich wird dieſe Erklärung von beiden Parteien abgegeben, und jedesmal übt ſie eine ſtarke Wirkung aus. Aber wie es ſich gehört, wird der männliche Teil davon tiefer gekränkt als der weibliche. Wenn Lucienne den Krieg erklärt, iſt Hans verzweifelt und ſucht weinend Troſt bei den Eltern. Geht aber die Erklärung von Hans aus, ſo ſtellt ſich Lucienne, als ob ihr das ganz gleichgültig ſei. Wenn die beiden größer ſind, werden ſie es genau ebenſo machen, denn es iſt die Rolle des Mannes, zu werben und um Liebe zu flehen, die des Weibes, zu verſagen und ihre Eroberung zu erſchweren.

Im übrigen aber machen die beiden keinen Unter-

ſchied, und ebenſooft wie Hans erhebt Lucienne ein mörderliches Geſchrei, weil der Nachbar mit ſeiner Peitſche über den Zaun geknallt und ſeine Lucienne getroffen hat.

Dann läßt ſich Lucienne von ihrer Mutter tröſten, und bald erſcheint ſie wieder am Zaun, um zu ſingen:

„Ich ſpiel' nicht mehr!"

Das hat eine ſtarke Wirkung auf Hans. Zuerſt verſucht er es mit den ſchönſten Worten, dann bietet er all ſeine Spielſachen an. Bleibt alles fruchtlos, dann ſucht er weinend Troſt im Hauſe.

Die Eiſenbahn macht beiden viel Freude und Kummer.

Hans kommt und zeigt mir eine funkelnagelneue Lokomotive.

„Wo haſt du die ſchöne Lokomotive her?" frage ich mißtrauiſch. „Iſt ſie dein oder gehört ſie Lucienne?"

Alsbald lügt er im Bruſtton der Ueberzeugung, daß ſie ſein Eigentum iſt, aber ſchon höre ich das gramvolle Weinen der kleinen Nachbarin.

„Hans hat mir meine Lokomotive abgenommen!"

„Willſt du gleich der kleinen Lucienne ihre Lokomotive wiedergeben?"

„Nein, nein! Das iſt meine Lokomotive!"

Und er umklammert das Spielzeug mit beiden Händen.

Mit Gewalt muß ich ſie ihm abnehmen und der rechtmäßigen Eigentümerin zurückgeben. Und nun heult Hans, während Luciennes Kummer geſtillt iſt.

„Du haſt doch ſelber eine Eiſenbahn, eine viel ſchönere Eiſenbahn! Such doch deine eigne Lokomotive und ſpiel damit.“

Ich ſuche ſie, und Hans iſt zufrieden. Alsbald begibt er ſich an den Zaun und ſingt:

„Meine Lokomotive iſt ſchöner! Meine Lokomotive iſt ſchöner!“

Nicht immer entſteht Heulen und Weinen, weil eins das Spielzeug des andern hat.

„Hans, was iſt denn das für ein Pferdchen? Das haſt du gewiß der Lucienne abgenommen?“

„Nein, nein, das iſt mein Pferdchen!“

„Iſt das wahr, Lucienne? Iſt das nicht dein Pferd?“

Hans ruft dazwiſchen:

„Sag, es wäre mein, Lucienne! Sag, es wäre mein!“

Und Lucienne antwortet wirklich, um ihrem Genoſſen zu helfen:

„Ja, das iſt dem Hans ſein Pferdchen!“

Lucienne hat ein lebendiges Kaninchen, das iſt ihr Stolz und Hänschens Kummer. Dafür aber hat Hänschen eine lebendige Schildkröte, und eines gleicht das andre aus. Das Kaninchen brennt von Zeit zu Zeit durch, und dann iſt große Jagd drüben und auch hüben, denn dieſes unvernünftige Tier reſpektiert die Grenze nicht und ſchlüpft durch eine Lücke im Zaun zu uns herüber. Wird es dann gefangen und ausgeliefert, ſo iſt Hänschens Schmerz ebenſogroß wie ſeine Freude, wenn das Langohr ſich in unſerm Garten ſehen läßt.

Aber ſeinen größten Neid fordern drei neue Spielkameraden der Nachbarin heraus. Bisher waren die beiden in dieſem Punkte gleich gut verſorgt. Hatte Lucienne ihren Bubull, ſo ſtand dafür ihrem Zaungenoſſen der Pudel Miſère zur Verfügung, und gewiſſermaßen hatte Hans den Vorteil, denn gegen den abſcheulichen Bubull iſt Miſère ein höchſt vornehmer Ariſtokrat, der auf eine lange Reihe illuſtrer Ahnen zurückſchauen kann. Zwar haben wir ihn auf der Straße aufgeleſen, und ſeinem damaligen höchſt elenden Ausſehen verdankt er ſeinen Namen, aber in dieſer ſchnöden Welt kommen ſolche Dinge vor. Authentiſche Nachkommen authentiſcher Könige müſſen ſich kümmerlich durchs Leben betteln — zum Beiſpiel die Söhne und Töchter Behanſins, des Königs von Dahomey —, Ludwig Philipp mußte in der Schweiz den Lehrer ſpielen, ehe er den Thron ſeiner Großonkeln beſtieg, und den Karageorgewitſchen erging es auch nicht gerade glänzend, ehe ein fröhliches Schlachtfeſt ihnen Krone und Szepter des Urgroßvaters wiederbrachte. Warum ſoll alſo ein Hund ein beſſeres Schickſal haben als ein ſogenannter Menſch? Es iſt kein Zweifel, daß die Vorfahren Miſères zum hohen Hundeadel gehört haben, man merkt ſeinen lückenlos kohlrabenſchwarzen Haaren das in ſeinen Adern rollende blaue Blut an und kann ſich nicht irren. Dahingegen ſieht man dem Bubull des Nachbars auf fünfhundert Schritte an, was für eine lumpige Plebejerbande ſeine

Familie ſeit vielen, vielen Generationen geweſen iſt. Der Kerl iſt weder Pudel noch Windhund, weder Dogge noch Jagdhund, weder Neufundländer noch Dachshund, weder Bernhardiner noch Pinſcher noch Spitz noch Bracke noch Seiden-, Fleiſcher-, Schäfer- oder Haushund. Er iſt alles und gar nichts. Einem auſtraliſchen Dingo ſieht er ebenſo ähnlich wie einem Leonberger. Der abſcheuliche Köter Juſts in „Minna von Barnhelm“ muß ſo ausgeſehen haben.

Mithin war mein Sohn bislang im Vorteil, den Beſitz von Hunden anlangend. Aber denken Sie ſich, dieſer Bubull iſt in Wirklichkeit eine Bubulle und hat kraft dieſer Eigenſchaft drei kleine Köter zur Welt gebracht, alle drei ebenſo häßlich wie die Mutter, häßlich wie die von Reineke und Iſegrim beſuchten Meerkatzen, trotzdem aber das Entzücken der beiden Kinder und der Gegenſtand der Eiferſucht für Hans.

Seit dieſe kleinen Köter da ſind, haben ich und der Hund Miſère keine ruhige Stunde mehr. Es wird von uns verlangt, wir ſollten gleichfalls junge Hunde zur Welt bringen. Miſère ſagt nichts, das brave Tier läßt ſich alles gefallen, ſogar die gewiß durchaus unverdienten Vorwürfe, die ihm ſein zweibeiniger Kamerad in dieſem Falle macht. Es iſt wahr, das böſe Schickſal hat ihm einen weiblichen Namen gegeben, aber das iſt auch alles, was bei ihm ans zarte Geſchlecht erinnert, und der Name genügt nicht in ſolchen Angelegenheiten. Daß ich dabei noch weniger vermag

als Miſère, glaubt mir wohl auch jedermann ohne alle weitere Beweisführung. Jedermann, nur nicht der, auf den es ankommt, mein Sohn und Tyrann.

Er iſt davon überzeugt und Lucienne teilt ſeine Ueberzeugung, daß der Papa Luciennens im Vereine mit Bubull den jungen Hunden das Leben geſchenkt hat und daß es bei mir und Miſère nur böſer Wille iſt, wenn wir nicht auch unſern Garten mit kleinen Kötern bevölkern.

Jedenfalls haben dieſe Köter die Schranken zwiſchen dem jugendlichen Liebespaar niedergeriſſen, nicht buchſtäblich, ſondern bildlich. Das Zuſchauen von der andern Seite des Zaunes genügt nicht mehr, ſeit Lucienne ſich mit der Hundemutter und ihren Sprößlingen im Graſe herumwälzt. Solchen erſchrecklichen Verſuchungen mag widerſtehen wer da will und kann: mein Sohn iſt ihnen nicht gewachſen. Er hat ſo lange geſchrien und getobt, uns mit fürchterlichen Racheakten bedroht, als zum Beiſpiel, er werde uns über die Gartenmauer auf die Straße werfen, wo wir von Pferden und Wagen totgefahren und -getreten würden, oder er werde leiſe, leiſe die Gartentür aufmachen, fortlaufen und nie, nie wiederkommen, oder er werde im Keller alle Flaſchen herunterreißen und zu Scherben zerſchlagen, und andre grauſame Dinge mehr, bis die Nachbarn ſich ins Mittel legten und die Erlaubnis zum Ueberſchreiten des Rubikons gegeben wurde.

Seither exiſtiert der trennende Zaun nicht mehr

für das liebende Paar, und ich weiß nicht, ſollen wir uns deſſen freuen oder betrüben. Wenn ich bedenke, welche ſchreckliche Folgen die Wand zwiſchen Pyramus und Thisbe gehabt hat, neige ich zur Freude. So werden unſre beiden doch nicht in Verſuchung kommen, ſich ein Rendezvous auf dem Cimetière Montmartre zu geben, wo ein aus der anſtoßenden Menagerie des Hippodroms entſprungener Löwe zu grauſigen Dingen Anlaß geben könnte. Anderſeits freilich hat dieſe Vereinigung Kummer und Gram mitgebracht. Die Hälfte der Zeit iſt Hans drüben bei Lucienne, die andre Hälfte iſt ſie hüben bei ihm. Und beides iſt nicht ungemiſcht erfreulich.

Es iſt ſehr bemerkenswert, welche Geduld und Nachſicht man mit den Kindern hat, die man ſelbſt in die Welt geſetzt hat. Mit den Kindern andrer Leute iſt es anders. Dieſer Knabe Hans hat keinen Reſpekt vor mir und meiner Arbeit, und wenn ich im ſchönſten Dichten bin, kommt er und zieht und ſchreit ſo lange, bis ich ihm geſagt habe, warum die Regenwürmer keine Beine haben und wohin die Pferde ihre Eier legen. Und ich bin ſchon ſo gut erzogen worden durch meinen Sprößling, daß ich meinen Unwillen verſtecke und antworte, wohl wiſſend, daß meine Entrüſtung eine weit ſchlimmere Unterbrechung meiner Arbeit bringen würde als der ſchleunige Gehorſam.

Seit aber die Gefährtin meines Sohnes ebenfalls in mein Zimmer gelaufen kommt, um zu erforſchen,

was ich da mache, wie die an den Wänden hängenden Männer heißen und was in all den Büchern steht, bin ich hart wie der Landgraf von Hessen nach seinem Nachtquartier in Ruhla. Jetzt nehme ich die Ruhestörer einfach bei der Hand, führe sie hinaus und mache die Tür hinter ihnen zu. Und dabei sehe ich so grimmig aus, daß Lucienne eine Mordsangst hat und daß sogar Hans denkt, es sei besser, den Löwen nicht länger zu reizen. Und dann höre ich zu, wie er als Hausherr der Freundin die Sache erklärt:

„Wenn der Papa arbeitet, darf man ihn nicht stören, sonst wird er furchtbar bös."

Lucienne ist sehr verwundert.

Ihr Papa arbeitet in seinem Bureau irgendwo in der Stadt, wo sie nie hinkommt, aber er arbeitet auch zu Hause manchmal, indem er im Garten die Blumen begießt, den schadhaft gewordenen Zaun flickt oder den Hühnerstall vergrößert. Und dabei darf sie zuschauen und darf fragen, soviel sie will. Warum also darf sie nicht fragen und zuschauen, wenn Hänschens Papa arbeitet?

Hans sucht die Sache zu erklären, kommt aber zum Schlusse, daß er es selbst nicht versteht, und da sind sie wieder alle beide und wollen, daß ich ihnen die Gründe meiner unverständlichen Handlungsweise angebe. Der Löwe brüllt und schickt das Paar zur Mama, und darauf habe ich wirklich zwanzig Minuten oder gar eine halbe Stunde Ruhe.

Die beiden lieben ſich inniglich, das iſt ausgemacht, und wenn Hans zu der Freundin will, ſagt er mir: „Ich will zu meinem Schatz.“

Lucienne dagegen nennt den Kleinen ihren „Amoureux“, und dementſprechend küſſen ſich die beiden, daß es eine Freude iſt. Auch bringt ein jedes von ihnen liebevoll einen Teil des Kuchens oder ſonſtigen Süßigkeiten an den Zaun, um dem Spielkameraden etwas abzugeben. Aber trotzdem vergeht kein Tag ohne eine fürchterliche Szene von Raufen und Prügeln, und die beiden zuſammen weinen und heulen, daß die beiderſeitigen Eltern nicht wiſſen, wo ihnen der Kopf ſteht.

Zum Glück gewöhnt man ſich an alles, auch an Kratz- und Beißwunden, die dem Sohne von ſeinem Schatze beigebracht werden. Auch Hans und Lucienne haben ſich daran gewöhnt, und das iſt gut, denn wenn ſie erſt in die Schule kommen, wird es noch ganz andre Schlachten und Prügel geben. Ihr Liebesverhältnis iſt eine gute Vorbereitung auf das, was ihrer in der Schule und weiterhin im Leben harrt.

10

Der Lehrmeiſter

Was ich alles lerne von meinem Sohne, das grenzt ans Unglaubliche!

Und es iſt recht ſchade, daß man nach einer ſolchen Lehrzeit nicht noch einmal jung wird, um von dem Gelernten profitieren zu können. Tauſend Dinge lerne ich in mir ſelbſt und in meiner Umgebung kennen, weil mein Sohn mich darauf aufmerkſam macht. Alles will ich hier nicht erzählen, denn wen außer mir geht es an, was für Abgründe ich bei mir entdecke? Die ebenda entdeckten Gipfel gehen zwar auch nur mich an, aber davon plaudere ich lieber als vom Gegenteil.

Nun laufe ich ſchon ſo lange in der Welt herum, beſuche Ateliers, duze Künſtler, beſchnüffele Bilder und Statuen, ſchreibe ſogar — denn man muß in ſeinem Berufe arbeiten, und da ich meinen Beruf verfehlt und keine auskömmliche Rente ererbt oder erheiratet habe, beſteht mein Beruf in der Schreiberei — über das Erſchnüffelte, und trotzdem iſt mir noch nie die Idee gekommen, ich könnte am Ende ſelber Kunſtwerke ſchaffen. Mein Sohn hat mir die Augen geöffnet: in mir ſteckt ein großer Künſtler!

Ich habe eine ganze Galerie von Kunſtwerken für Hans geſchaffen: Männer mit Spazierſtöcken und Ta-

bakspfeifen, Damen mit Sonnenſchirmen und kleinen Hunden, Kinder mit Reifen und Blumenſträußen; und alles auf den erſten Blick zu erkennen, keine ſymboliſtiſche, impreſſioniſtiſche oder ſonſt -iſtiſche Malerei, aus der kein Menſch klug wird und die deshalb von den Kennern bewundert wird.

Wahrhaftig, wenn ich an meine Malerei denke, bin ich verſucht, mich aufzublähen wie ein kalkuttiſcher Hahn oder wie ein impreſſioniſtiſcher Bildhauer, ſo ſtolz werde ich!

Zuerſt wagte ich meine Malereien nur auf die Rückſeite von Briefen oder — ach, armer Yorick! — von zurückgekommenen Manuſkripten zu ſetzen, aber ich erkannte bald, daß dieſes Material nicht dauerhaft genug für die Tatkraft meines Sohnes ſein konnte. Ritſch, ratſch war ſo ein ſchönes, von Fleiß, Geſchmack und Talent zeugendes Werk in Fetzen, und betrübt ſchaute der Urheber zu und wünſchte andern Malern ähnliche Kritiker.

Aber es wuchs mein Stolz, meine Zuverſicht, mein Selbſtvertrauen, und ich genierte mich nicht mehr ſchönes, gutes, ſtarkes Papier zur Schaffung meiner Werke zu benutzen. Darauf zeichnete ich Silhouetten, wie ſie im Schattentheater des Chat noir nimmermehr ſchöner waren, ſchnitt ſie mit Sorgfalt und Verſtand aus und befeſtigte ſie mit einem nicht genug zu bewundernden Aufwande von Erfindungskraft und Geſchicklichkeit auf kleinen Brettlein, alſo daß ſie aufrecht

ſtehen konnten. Leider waren ſie auch jetzt noch nicht dem ungeſtümen Tatendurſte meines Sohnes gewachſen, und ohne Erbarmen riß er den Männern die Pfeife aus dem Munde, den Arm von der Schulter, den Kopf vom Halſe und das Poſtament von den Füßen.

Und zum Schrecken der heimkehrenden Mama fand ich einen Ausweg: ich klebte die ausgeſchnittenen Silhouetten fein ſäuberlich auf die Fenſterſcheiben. Da hatte ich einen ganzen feſtlichen Zug befeſtigt: an der Spitze der Mann mit Zylinder, Stock und Pfeife, hinter ihm die Dame mit Federhut, Sonnenſchirm und Hündchen, endlich ein kleiner Junge mit dem Reif. Aber das war noch gar nichts, denn es wächſt der Menſch mit ſeinen höhern Zwecken, und ich bin ein Menſch und ſtrebte nach höhern Zwecken.

Ich zeichnete und ſchnitt eine ganze Kutſche, davor ein etwas knickebeiniges Pferd, auf dem Bock ein Kutſcher mit langer Peitſche. Das war wunderſchön, und ich glaube nicht, daß irgendein berühmter Künſtler ſich des Werkes geſchämt hätte. Mit Hilfe meines Sohnes wurden dann Verbeſſerungen und Zutaten ausgeführt: an dem offenen Kutſchenfenſter ſah man Kopf, Arm und Taſchentuch einer grüßenden Dame, auf dem Hute des Kutſchers ſaß ein frecher Spatz, auf der Kutſche ſelbſt ſtand ein nach hinten gewandter Kater mit gezückter Kralle, und gegen dieſes Tier ſtrebte ein aufſpringender Hund mit geöffnetem Maule

an. Und als das alles zu unſrer größten Zufriedenheit vollendet war, ging die Arbeit erſt recht los.

Mein Sohn verlangte einen „Eſel ſtreck dich!“ Ohne einen Augenblick zu zaudern, machte ich mich an die ſchwere Aufgabe. Der Eſel erſtand, er ſtreckte ſich und ließ fallen, was man ebenſogut für Goldſtücke wie für ſonſt was halten konnte. Dann ſchuf ich ein edles Rennpferd, halb Araber, halb Engländer. Das Roß ſauſte langgeſtreckt dahin, und auf ſeinem Rücken ſaß nach vorne gebeugt der Jockei.

„So,“ ſagte ich befriedigt, als Gaul und Reiter fertig waren, „was ſollen wir jetzt machen?“

Hans beſitzt eine Arche mit allen erdenklichen Tieren, alſo antwortete er:

„Einen Elefanten!“

Und ich machte einen Elefanten mit ſtattlichem Rüſſel, mit ſchweren, plumpen Beinen, mit ungeheuerm Leib, mit dünnem Schwänzchen und kleinen Augen, einfach ein Meiſterwerk! Als hätte ich mein Lebtag Elefanten gezeichnet und ausgeſchnitten!

Und nach dem Elefanten kam das Kamel dran mit ſeinem langen Schwanenhals, mit ſeinen beiden Buckeln, mit ſeinem kurzen Schwänzchen, den dünnen Beinen und den breiten Füßen. Und ich ſchuf eine Giraffe mit kleinen Hörnchen, endloſem Halſe, niederfallendem Rücken, kurzen Hinter- und entſetzlich langen Vorderbeinen.

Das alles habe ich getan, und als ich mein Werk

anſchaute, war ich zufrieden und ſtolz, denn ich ſah, daß es ſehr gut war.

Nach berühmten Muſtern hätte ich mich jetzt zur Ruhe ſetzen können, aber zuerſt mußte mein Werk an der geeigneten Stelle prangen. Dieſe Stelle war, wie ſchon geſagt, das Fenſter. Es war herrlich, wie ſich da die dunkeln und undurchſichtigen Silhouetten von der Helligkeit abhoben. Ich will nicht übertreiben: es iſt möglich, daß ich ſchon etwas Schöneres geſehen habe, aber ich kann mich deſſen nicht erinnern, und die Sache kommt mir ſehr unwahrſcheinlich vor. Der Anblick war einfach überwältigend ſchön, und von Rechts wegen hätte ich ſeinen Eindruck in der Sprache der Götter feſthalten und durch ein Sonnett feiern ſollen. So gut wie Michelangelos Grabfiguren hätten meine Silhouetten das poetiſche Lob verdient.

Wehe, wehe! Die Kunſt fand keinen Anklang beim weiblichen Teile der Hausbevölkerung. Man nannte das ein Beſchmieren der Fenſterſcheiben! Es war die alte Geſchichte vom Unverſtande der Bourgeoiſie, die es nicht vermag, ſich zu den luftigen Höhen aufzuſchwingen, allwo wir Dichter und Künſtler von Torte und Maiwein leben. Am nächſten Morgen fand ich die Scheiben fein abgeſcheuert, und meine Werke lagen naß, ſchmutzig, zerfetzt am Boden. O, ihr Freunde, welch ein Bild war dies!

Als Cornelius noch als zukunftsfroher Kunſtjünger und Lukasbruder in Rom weilte, beſuchte er einſt mit

andern Genoſſen das Atelier eines Malers, der die Kameraden zur Prüfung ſeiner letzten großen Arbeit eingeladen hatte. Das Bild ſtellte die Vertreibung der Hagar vor, und man ſah rechts am Ende den grimmigen Abraham, links am Ende Hagar und den kleinen Ismael, in der Mitte aber die Wüſte. Das hatte der Mann fein ſäuberlich auf einen großen Karton gezeichnet, um es nachmals auf die Leinwand zu übertragen. Die Beſucher ſtanden eine Weile ſtumm vor dem Werke, plötzlich aber nahm ein Schweizer einen Anlauf und ſprang mitten durch den Karton durch, worauf vor den Augen des zur Salzſäule erſtarrten Urhebers alle andern nachſprangen.

So wie dem Maler dieſer Hagar und dieſer Wüſte war mir zumute, als ich die Trümmer meiner Kunſt auf dem Boden erblickte. Und es ward mir kein Troſt, der doch dem Maler in Rom geworden. Denn als ſie ihn gar ſo betrübt und niedergedrückt ſahen, bewieſen ihm die Springer, daß das Bild durch den Wegfall der Wüſte und durch das nähere Zuſammenrücken der handelnden Figuren ganz unendlich gewonnen habe, und der Mann ging froh und fleißig an die Ausführung, wobei er wirklich das von den Springern herausgeriſſene Stück einfach wegließ.

Welcher Troſt aber ward mir? Meine Bilder hatten an den hellen Scheiben herrlich geprangt, jetzt lagen ſie zerfetzt und naß im Staube. Geknickt und zerſchmettert beſchaute ich die Ruinen. Weniger ge-

duldig und reſigniert war mein Sohn, der zu meiner innigen Genugtuung ein entſetzliches Wehgeſchrei anſtimmte, als er die Zerſtörung ſeiner Galerie wahrnahm. Und ohne falſche Scham geſtehe ich, daß ich mich unter ſeinem Schutze hervorwagte und einige giftige Reden über den mangelnden Kunſtgeſchmack des weiblichen Geſchlechtes herausziſchte.

Unſre Kunſttätigkeit gab ſich mit den Silhouetten nicht zufrieden; wir wollten nicht nur Form, ſondern auch Farbe haben. Und ich ging hin und kaufte einen Kaſten mit köſtlichen Farben, zwei Pinſeln und zwei kleinen Porzellantellerchen. Und dann machten wir uns an „Ueber Land und Meer“. Wozu ſind die Abbildungen in dieſem trefflichſten aller Familienblätter gut, wenn ſie nicht farbig und bunt ſind? Es iſt wahr, auch ohne Farbe kann man ſie anſchauen, ſie dienen dann zur Belehrung, indem ſie uns von fernen Ländern und intereſſanten Ereigniſſen berichten. Aber was ſagt der weiſe Whiſtler? „Ein Kunſtwerk ſoll ein Feſt fürs Auge ſein,“ ſo ſagt er. Und wie kann es das ſein ohne Farbe? Eine nicht aufzuwerfende Frage!

Alſo drauf und dran! Und ich entdeckte, daß ich nicht nur ein großer Zeichner, ſondern auch ein erſtaunlicher Koloriſt bin. Ach Gott, wenn ich bedenke, was aus mir hätte werden können, wenn man mich auf den rechten Weg gebracht hätte! Trübner, Kalckreuth, Liebermann und wie ſie alle heißen — ſie können ſich freuen, daß ich mein Talent nicht früher entdeckt

habe. Denn wer würde von ihnen reden, wenn ich dieſen ſchlummernden Schatz rechtzeitig gehoben hätte! Jetzt iſt es zu ſpät, und das iſt eine gute Sache für die Leute, die Bilder malen.

Und erſt mein Sohn! Das iſt ein Maler! Ich ſelbſt geniere mich durchaus nicht, und es kommt mir nicht drauf an, einen Baum gelb, eine Naſe grün oder ein Paar Stiefel rot anzumalen. Denn ich weiß, daß alles auf den Reflex ankommt, alſo daß wir unter Umſtänden rote, gelbe, grüne, blaue Naſen haben können, je nachdem was uns paſſiert iſt, reſpektive was wir getrunken haben. Aber gegen meinen Sohn bin ich trotz dieſer Wiſſenſchaft ein ängſtlicher Akademiker, befangen in den Traditionen der Väter. Mein Sohn fuhrwerkt mit ſeinen Farben herum, daß die Kühnſten der Kühnen, daß Gauguin, Munch und der malende Clown vom Kreuznacher Jahrmarkt elendigliche Waiſenknaben gegen ihn ſind. Und einen Farbenſinn hat er, daß dem Beſchauer das Herz im Leibe lacht: Braun, Grau, Schwarz, Weiß und derlei neutrales Zeug verſchmäht er mit offenbarer Geringſchätzung. Aber Grün und Blau, Gelb und ganz beſonders Rot, das iſt ſein Fall. Die rote Farbe iſt denn auch ſchon ganz aufgebraucht, und wir müſſen uns mit einem etwas bläßlichen Roſa behelfen. Auch das Grün geht auf die Neige, weil wir ſo viele Bäume anmalen mußten, und von dem Blau iſt nur noch ein bißchen Schmiere übrig.

Es wird mir nichts übrigbleiben, als bald wieder zum Farbenhändler zu gehen. Die Sache kann mein Ruin werden, aber was tut man nicht, wenn es gilt, ein Talent im Sohne zu fördern, das der Vater hat überwuchern und verkümmern laſſen? Was iſt unſre Kindesliebe andres als verlängerte Eigenliebe? Wir bilden uns ein, im Sohne wüchſen wir nochmals auf, und nun ſuchen wir in ihm die Pläne zu verwirklichen, die wir ſelbſt nicht haben durchführen können. Alſo habe ich beſchloſſen, mein Sohn ſolle das ſchöne Talent, das bei mir brachblieb, beackern und nutzen.

Das heißt, ich bin noch nicht ſo ganz ſicher. Ich befinde mich ſozuſagen im Embarras de richesses. Denn dieſes iſt nicht das einzige ſchöne Talent, das ich beſitze und das mein Sohn ohne jeden Zweifel geerbt hat. Man ſoll uns nur einmal zuſammen ſingen hören, und man wird nicht zweifeln, daß wir auch als Muſiker Bedeutendes geleiſtet hätten oder leiſten würden. Auch das iſt eines meiner vernachläſſigten Talente. Ich muß mir überlegen, in welchem ich ſtärker bin und auf welchem Gebiete mein Sohn die beſſeren Ausſichten hat.

Die Sache iſt einigermaßen ſchwierig, und andre Leute haben es gut. Deren Kinder haben eben überhaupt kein Talent, oder aber ſie haben nur ein einziges, und da kann die Entſcheidung kein Kopfweh machen. Hat man gar kein Talent, ſo iſt man zu allen Berufen gut, am beſten aber zu irgendeinem öffentlichen Amte: da braucht man nur auf den Vor-

geſetzten zu ſchauen und ihm nachzutreten, und hinter uns ſchiebt der Nachkömmling, alſo daß es ganz von ſelbſt mit regelmäßiger Gemächlichkeit nach oben geht. Und obendrein bekommt man Titel und Orden und gehört zu den Honoratioren. Weſſen Sohn alſo kein Talent hat, der laſſe ihn ſtudieren und ſtelle ihn an die Staatskrippe! Bei einem Talent iſt die Sache noch einfacher.

Wie aber, wenn man drei, vier, zehn, zwanzig Talente hat? Wenn man Maler, Muſiker, Staatsmann, Finanzier, Captain of industry werden könnte, eins ſo gut wie 's andre? Das iſt die Schwierigkeit, und das iſt mein Fall!

Mein Fall, das heißt der Fall meines Sohnes!

Er hat zu allem Talent, ſogar zum Revolutionär, denn neulich ſchlug er mir vor, den mieteforderndem Hausherrn zu verknüppeln und auf die Straße zu werfen.

Was ſoll man mit einem ſolchen Wunderkinde anfangen? Ich wüßte ſchon einen Beruf für ihn, einen Beruf, der auch für mich außerordentlich gepaßt hätte, aber leider ſteht es nicht in meiner Macht, ihn in dieſe Laufbahn zu ſtellen. Zum Rentier kann ich ihn nicht machen, ſo wenig ich mich ſelbſt dazu habe machen können, und das iſt in dieſer ſchnöden Welt ſo ziemlich der einzige anſtändige Beruf, der einzige Beruf, worin man auf keinen Menſchen angewieſen iſt, worin man, ſoweit das in unſrer miſerabeln Geſellſchaft möglich iſt, frei und unabhängig ſeinen Neigungen leben kann.

Da er nun dieſen beſten aller Berufe nicht wird wählen können, was ſoll er machen?

Mit der Schreiberei ſcheint er ſich nicht befreunden zu wollen, Wir lernen ſoeben zuſammen leſen, und er iſt recht widerſpenſtig. Allerdings nicht mit Unrecht. Das iſt auch ſo eine Sache, deren Kenntnis ich meinem Sohne verdanke. Sagen Sie mir, gibt es etwas Verrückteres als unſer deutſches Alphabet? Ebenſo verrückt, weil genau gleich, iſt ja freilich das engliſche und franzöſiſche Alphabet, aber verrückter iſt ſicher keines. Vor nicht allzu langer Zeit wollte ich Ruſſiſch lernen und machte mich, wie es ſich gehört, zuerſt an das Alphabet, das mich rechtſchaffen ärgerte, denn in meinem noch nicht durch die von meinem Sohne angezündete Fackel erhellten Unverſtande wollte mir bedünken, daß die Ruſſen ſo gut wie alle andern Europäer das lateiniſche Alphabet hätten annehmen können.

Jetzt, wo mein Sohn mich unterweiſt, bin ich andrer Anſicht geworden. Das einzige wirklich gute und vernünftige Alphabet, das ich kenne, iſt das ruſſiſche. Es hat gerade die Hälfte mehr Buchſtaben als das lateiniſche, aber iſt das nicht ganz in der Ordnung? Wozu hat man überhaupt ein Alphabet, wenn nicht zum Ausdrücken der Laute? Ein gutes Alphabet muß ein beſonderes Schriftzeichen für jeden beſonderen Laut haben. Das iſt in dem von den Lateinern übernommenen Alphabet durchaus nicht der Fall, weil es eben im Deutſchen, im Engliſchen, im Franzöſiſchen und

auch im Italieniſchen und Spaniſchen Laute gibt, die den Lateinern unbekannt waren. Und wie kläglich helfen wir uns da! Sch und Ch ſind doch einzelne Laute, müßten alſo ihr beſonderes Zeichen haben und nicht durch zwei oder drei Buchſtaben ausgedrückt werden, die mit dem betreffenden Laute wenig oder nichts zu tun haben. Das C iſt überhaupt kein deutſcher Buchſtabe, Z und K würden es reichlich erſetzen. Das G hat drei verſchiedene Ausſprachen, dafür müßte es drei verſchiedene Schriftzeichen geben, ebenſo zwei verſchiedene Zeichen für das Ch, das in „ich“ ganz anders klingt als in „ach“. Die Ruſſen haben in ihrem Alphabet all das ſehr geſchickt gemacht, und ſie ſind wohl die einzigen Europäer, die alles genau ſo ſchreiben, wie es geſprochen wird.

Welche Mühe geben wir uns mit ausländiſchen Namen, die wir genau ſo ſchreiben wie ihre ausländiſchen Träger, alſo daß der ungelehrte Leſer einen ſolchen gedruckten Namen abſolut nicht ausſprechen kann! Der Ruſſe macht das viel geſcheiter. Es fällt ihm nicht ein, etwa Augereau oder Shakeſpeare zu ſchreiben: er ſchreibt Oſchero oder Schekſpir. Als ich kürzlich in Rußland war, fielen mir überall ſozialiſtiſche Broſchüren auf, die aus andern Sprachen überſetzt waren. Es gab da Broſchüren von Ged, von Schores, von Lafarg, von Laſal, und ſo ſpricht der Leſer die Namen Guesde, Jaurès und ſo weiter richtig aus.

Und wie leicht lernen die Kinder leſen, wenn man

ein ordentliches Alphabet hat! Ich bin überzeugt, die ruſſiſchen Kinder lernen das viel ſchneller als die deutſchen, franzöſiſchen und engliſchen. Es iſt viel leichter, dem Hirn für jeden beſonderen Laut ein beſonderes Zeichen einzuprägen, als ihm klarzumachen, daß ein G in „gar“ anders klingt als in „lang“ und anders als in „biegen“. Das C iſt überhaupt ganz überflüſſig, das V ebenfalls. Himmel, wenn ich mich einmal in die Sache hineinarbeite, reformiere ich mit einem Ruck die ganze deutſche Schrift! Jedenfalls ſind die orthographiſchen Reformen, womit man uns alle zehn Jahre quält, ganz überflüſſig, es ſei denn, daß die Schullehrer die Abſicht hätten, die ihrem Bakel entronnenen Erwachſenen noch nachträglich zu ärgern und an ihre Macht zu mahnen.

Wenn alſo mein Sohn ſich ſo widerſpenſtig zeigt und nicht begreifen will, warum ein S und ein C und ein H, wenn ſie zuſammenſtehen, auf einmal etwas ganz andres bedeuten, als wenn jedes für ſich allein genommen wird, ſo neige ich als zärtlicher Vater dazu, dieſe Hartnäckigkeit nicht ſeinem Mangel an Verſtand, ſondern dem Mangel an Verſtand der Leute zuzuſchreiben, welche die deutſche Sprache in das Prokruſtesbett des lateiniſchen Alphabetes gezwängt und damit allen ſeither geborenen Schulkindergenerationen grauſam zugeſetzt haben.

11

Liebliche Zwiegeſpräche

I.

Das Wort Cambronnes

Kennen Sie das Wort Cambronnes?

Dieſer Cambronne ſoll als Befehlshaber der Garde bei Waterloo dem zur Uebergabe auffordernden engliſchen General mit einem einzigen Worte erwidert haben, mit einem Worte, das den vier inhaltsſchweren und einſilbigen Worten entſpricht, die Franz von Sickingen auf dem Totenbette dem Kurfürſt von Trier ſagte und deren auch ſein Freund Götz von Berlichingen ſich gerne bediente.

Die Franzoſen machen das mit einem einzigen Wort ab, und dieſes Wort ſpielt eine ſehr bedeutende Rolle im Volksleben.

Hänschen hat das Wort gehört, aber er weiß, daß man es nicht ſagen ſoll, und er erzählt mir das folgende:

„Denke dir, Papa, was das für ein unartiger Junge iſt.“

„Wer denn? Welcher Junge?“

„Der kleine Junge auf der Straße!“

„Ah! Ein Junge auf der Straße! Was hat er denn gemacht?“

„Er hat zu einem kleinen Mädchen geſagt: ‚Steig mir den Buckel hinauf!‘“

„Na, das iſt nicht ſchön, aber ſo arg ſchlimm iſt es auch nicht.“

„Ja, aber eigentlich hat er ſagen wollen“ — und der kleine Schlingel wiederholt das Wort Cambronnes mit innerlicher Ueberzeugung.

Ich ſage nichts, ſondern ſuche ſeine Aufmerkſamkeit auf das Bilderbuch abzulenken, das ihn ſonſt ſo ſehr zu intereſſieren pflegt. Aber Hänschen gibt ſich ſo noch nicht zufrieden. Ihn reizt dieſes böſe Wort, deſſen Benutzung man ihm verboten hat, nicht weniger als ſonſt irgendeine verbotene Frucht. Und eindringlich fährt er fort:

„Nicht wahr, das iſt ein unartiger Junge, der Cambronne geſagt hat? Ein braver Junge ſagt doch nicht Cambronne? Liebe Kinder ſagen nie Cambronne, nicht wahr, Papa?“

Und jedesmal verſieht er das berühmte Wort mit Anführungsſtrichelchen und unterſtreicht es dick und fett. Er leckt ſich ordentlich die Lippen dabei, wie wenn er eine geſtohlene Birne äße.

Das hat man davon, wenn man den Kindern verbietet, gewiſſe Wörter zu benutzen!

II.

Der Hausherr

Die Mama iſt ausgegangen und hat mich als Wärter des Kleinen zurückgelaſſen.

„Paß gut auf, daß er nichts anſtellt," hat ſie geſagt, aber mein Gott, ich muß heute die marokkaniſche Frage löſen, und das iſt ſchwer, wenn ich gleichzeitig den hoffnungsvollen Sproß überwachen muß. Er ſpielt im Garten und plaudert wahrſcheinlich mit ſeiner kleinen Freundin am Gartenzaun, alſo kann ich mich ruhig nach Tanger, Fez und Marakeſch begeben und die Vorgänge in Caſablanca beobachten.

Seit einiger Zeit tönt ein Klopfen an mein Ohr, aber da ich in Marokko bin, dauert es eine ganze Weile, ehe dieſes Klopfen mich zu meinem Sohne zurückbringt, und unterdeſſen hat er tüchtig gearbeitet. In der Gartenhütte hat der Sohn des Unglücks nicht mehr und nicht weniger als ein rechtſchaffenes Handbeil, einen trefflichen Tomahawk, erwiſcht, und damit bearbeitet er ſeit fünf, zehn oder zwanzig Minuten — ich war in Marokko und weiß es nicht — die ohnehin altersſchwache Gartentüre und den anſtoßenden Zaun.

„Hans! Willſt du gleich aufhören, die Gartentür kaput zu machen!"

Hans hält inne in ſeiner Arbeit und fragt gleichmütig:

„Warum?“

Warum? Das iſt das ſcheußliche an den Kindern, daß ſie immer nach Gründen fragen. Väter, die wenig Zeit und Geduld haben, ſchneiden ſolches Forſchen nach Grund und Urſache dadurch ab, daß ſie ein für allemal den Satz aufſtellen:

„Weil du geprügelt wirſt, wenn du das tuſt oder jenes nicht tuſt!“

Ich bemühe mich, mehr Geduld und Zeit zu haben.

Alſo, warum ſoll mein Sohn die Gartentür nicht zuſammenſchlagen? Lange überlegen darf ich nicht, ſonſt liegt ſie in Trümmern, ehe ich den Grund gefunden habe. Alſo ſage ich:

„Weil ſonſt der Monſieur Valette kommt.“

„Wer iſt das, Monſieur Valette?“

„Das iſt der Mann, dem das Haus und der Garten und die Gartentür gehört. Und wenn der ſieht, daß man ihm etwas kaput gemacht hat, dann wird er ſehr böſe, und dann muß ihm der Papa Geld geben, damit alles wieder ganz gemacht wird. Und da muß der Papa immer mehr arbeiten, um das Geld für den Monſieur Valette zu verdienen. Und wenn der Papa immerfort arbeiten muß, dann hat er gar keine Zeit mehr und kann gar nicht mehr mit ſeinem kleinen Bub ſpielen. Verſtehſt du das?“

Hans denkt nach, eine ganze Weile, dann ſagt er:

„Aber das iſt doch Papa ſein Haus und Papa ſein Garten!“

„Nein, es gehört dem Monſieur Valette, der da drüben in dem großen Haus wohnt.“

„Warum hat er zwei Häuſer, Monſieur Valette? Ein Haus iſt doch genug für ihn, und dann hat Papa auch ſein Haus.“

„Ja, aber das Haus, worin wir wohnen, gehört auch dem Monſieur Valette, und er erlaubt dem Papa, darin zu wohnen, wenn ihm der Papa Geld gibt. Viermal im Jahre kommt er und der Papa muß ihm einen großen Sack voll Geld geben.“

Wieder eine nachdenkliche Pauſe.

„Aber wenn du ihm ſo viel Geld geben mußt —“

„Ja, und wenn du die Türen kaput machſt, dann muß ich ihm noch viel mehr geben, und dann habe ich gar keins mehr für andre Sachen.“

„Dann haſt du kein Geld mehr, um Kuchen zu kaufen für den kleinen Bub? Und ein Automobil? Und eine Eiſenbahn?“

„Nein, dann kann ich dem kleinen Bub gar keine Spielſachen mehr kaufen und auch keinen Kuchen mehr und keine Bonbons!“

Hans ſtützt ſich energiſch auf das gefährliche Beil, das nicht ſo gefährlich iſt, wie es ausſieht, denn es iſt ſo ſtumpf wie der Rücken eines mageren Pferdes, und ſagt:

„Du mußt ihm kein Geld mehr geben! Wenn er wieder kommt und will Geld haben, dann mache ich die Tür zu und laſſe ihn nicht herein. Und

wenn er nicht weggeht, werfen wir zwei ihn auf die Straße!“

„Ja, aber dann jagt er uns aus ſeinem Haus, und was ſollen wir dann machen? Wir können doch nicht auf der Straße ſchlafen? Wenn es regnet und wenn es kalt iſt!“

„Wo ſtellt der Monſieur Valette dann das Haus hin und den Garten, wenn er ſie uns abnimmt?“

„Er läßt ſie ruhig ſtehen, wo ſie jetzt ſtehen, aber wir müſſen weg.“

„Aber wenn Papa ſeinen großen Stock nimmt, und der kleine Bub nimmt auch einen Stock, und wenn dann der Monſieur Valette kommt, dann hauen wir ihm Bumm! auf den Kopf, he, und dann?“

„Ja, der kommt aber nicht allein. Er bringt viele, viele große, ſtarke Männer mit, und die haben alle große Stöcke. Da können wir nichts machen. Da müſſen wir fort!“

Langes Nachdenken.

„Aber warum gehört das Haus dem Monſieur Valette?“

Eine ſchwierige Frage! Wenn ich antworte, daß er es von ſeinem Vater geerbt hat, wird er fragen, woher es der Vater hat, und wenn der es von ſeinem Vater geerbt hat, dann geht die Sache weiter wie bei dem Neger, der einen Kameraden über das Weltſyſtem aufklärte.

„Die Erde iſt eine runde Kugel. Rund herum iſt Luft.“

„Aber auf was ſteht die Erde?“

„Auf einem großen Felſen.“

„Aber auf was ſteht der Fels?“

„Auf einem andern Felſen.“

„Aber was hält den andern Felſen?“

„Der liegt wieder auf einem Felſen.“

„Aber worauf liegt der?“

„Ja, das geht ſo weiter, da ſind lauter Felſen bis unten hin!“

Um das zu vermeiden, ſage ich:

„Der Monſieur Valette, der hat viel gearbeitet und viel Geld verdient, und von dem Geld hat er das Haus und den Garten gekauft.“

„Aber warum kaufſt du kein Haus?“

„Weil ich nicht Geld genug habe! Du ſtörſt mich ja immer bei der Arbeit und willſt, ich ſoll mit dir ſpielen. Da kann ich nicht genug Geld verdienen, um ein Haus zu kaufen. Wenn du mich immer ganz ruhig arbeiten läßt und mich nie ſtörſt, dann kriege ich zuletzt ſo viel Geld zuſammen, daß ich ein Haus kaufen kann, und dann brauchen wir dem Monſieur Valette kein Geld mehr zu geben.“

„Ach, und wenn du ein Haus haſt, dann darf ich die Gartentür kaput machen, nicht wahr?“

„Ja, aber zuerſt mußt du ſtill und artig ſein, daß ich Geld verdienen kann. Jetzt aber wohnen wir noch in Monſieur Valette ſeinem Haus, da dürfen wir nichts kaput machen. Trag alſo das Beil wieder

hübſch in die Hütte und ſpiel weiter, ohne Lärm zu machen.“

Triumph! Er iſt überzeugt! Aber wo zum Kuckuck bin ich in Marokko ſtehengeblieben?

III.

Verlaſſen bin i!

„Papa, ſing ein ſchönes Lied!“

Die ſchönen Lieder werden am Morgen geſungen, wenn der Thronerbe ſeinem Bettchen entſtiegen und zu dem Vater unter die Decken gekrochen iſt.

„Was ſollen wir ſingen?“

„Krambambuli!“

Wir ſingen „Krambambuli“, und dann ſingen wir „Hemteremtemtem“ und „Muß i denn“ und „O Straßburg“ und „Frau Wirtin“ und den „Jäger aus Kurpfalz“.

„Jetzt will ich dir aber ein ganz neues Lied ſingen, das du noch nie gehört haſt.“

Und ich ſinge „Verlaſſen, verlaſſen bin i“. Das ſinge ich ſo ſchön, daß mein Sohn ganz hingeriſſen iſt.

„Warum weint der Mann ſo?“

„Weil er ſo ganz allein iſt: er hat keinen Vater und keine Mutter und keinen Schatz und gar niemand. Da iſt er traurig und weint.“

„Wie der Stein auf der Straßen?“

„Ja, ſo allein liegt er da wie ein Stein auf der Straße, um den ſich kein Menſch kümmert.“

„Armer Mann.“

„Ja, das iſt ein armer Mann! Du haſt deinen Papa und deine Mama und obendrein auch noch deinen Schatz, die Lucienne.“

„Weißt du was, ich will ihm die Lucienne geben, dann braucht er nicht mehr zu weinen.“

„Das iſt recht. Gib ihm die Lucienne, dann hat er einen Schatz und braucht nicht mehr traurig zu ſein.“

„Dann ſingt er auch nicht mehr ‚Verlaſſen bin i‘ Wie ſingt er dann?“

„Dann ſingt er: ‚Das Lieben macht groß Freud, das wiſſen alle Leut.“

„Ja, das iſt ſchön, aber was macht dann die Mama der Lucienne, wenn ſie ihre Lucienne nicht mehr hat?“

„Das iſt wahr, die Lucienne können wir ihm nicht geben. Was machen wir da?“

Langes Nachdenken, aber endlich findet Hans die Löſung.

„Wir geben ihm die Gabriele. Die Mama der Gabriele hat zwei, drei, viele kleine Mädchen. Da braucht ſie nicht zu weinen, wenn wir dem armen Mann die Gabriele geben. Die hat immer noch genug. Und der arme Mann, der ſingt dann: ‚Weiß mir ein ſchönes Schätzele mit zwei ſchwarzbraune Aeugele, die mir, die mir mein Herz erfreut!‘“

IV.

Wozu arbeiten?

Nach unſrer Gewohnheit gehen wir auch heute wieder am Abend zur Poſt, um die Arbeit des Tages abzuſchicken. Hans kennt den ganzen Mechanismus: der Papa wirft den Brief in den Kaſten, und dafür kommt dann ein paar Tage, Wochen oder Monate ſpäter der Briefträger und bringt Geld, eine vortreffliche Einrichtung, denn ohne Geld kriegt man keinen Kuchen beim Bäcker, ausgenommen bei der dicken Bäckerin oben an der Ecke, die den Kleinen kennt und ihm Kredit gibt, zum großen Leidweſen der liebenden Eltern.

Aber die Kuchen bei der dicken Bäckerin ſind lange nicht ſo gut wie die des Zuckerbäckers dem Poſtamt gegenüber. Da gehen wir nie vorbei, ohne daß der Kleine ſagt:

„Will einen Kuchen haben, Papa!“

Aber heute hat der Papa die Hauptſache daheimgelaſſen. Er ſucht in der Taſche und ſagt dann:

„Ja, ich habe keinen Sou. Da können wir keinen Kuchen haben. Der Bäcker gibt uns keinen ohne Geld. Niemand gibt etwas her ohne Geld. Alle wollen bezahlt ſein. Der Papa arbeitet auch nicht, wenn er kein Geld dafür bekommt.“

Hans ſchaut mich überraſcht an.

„Aber du haſt doch heute gearbeitet,“ ſagt er, und

der ſchwerfällige Vater, der den Ideengang des Sohnes nicht ſofort durchſchaut, gibt es zu.

„Es war nicht der Mühe wert," meint der Kleine geringſchätzig, und der Vater verſteht: du haſt gearbeitet und doch haſt du keinen Sou für einen Kuchen. Welchen Zweck hat da deine Arbeit?

V.

Kein Kuchen mehr!

Im weiſen Rate der Eltern iſt beſchloſſen worden, der Vater dürfe bei den täglichen Spaziergängen dem Kleinen nicht mehr den üblichen Kuchen kaufen. Damit verdirbt er ſich den Magen, und nachher will er ſeine Suppe nicht mehr eſſen.

„Ich will einen guten Kuchen, Papa."

„Nein, das iſt nicht gut für dich. Der viele Kuchen verdirbt dir den Magen und du wirſt krank. Und auch die Zähne gehen kaput von dem ſüßen Zeug."

„Die Zähne? Wie können die kaput gehen?"

„Ja, die brechen ab, und dann kommt der Zahnarzt und reißt ſie aus, und du haſt keine Zähne mehr und kannſt nicht mehr kauen. Was willſt du dann ohne Zähne anfangen?"

„Tant pis! Schadet nichts. Dann kaufe ich mir neue Zähne bei dem Kaufmann, wo der Onkel Heinrich ſeine gekauft hat."

Dieſer Onkel beſitzt in der Tat ſeit einigen Wochen

ein herrliches falſches Gebiß, das er zum anfänglichen Erſchrecken und Entſetzen, zum nachmaligen freudigen Erſtaunen des Kleinen aus dem Munde genommen und ſeine Herkunft erklärt hat.

Iſt es, wo man ſo herrliche und vortreffliche Gebiſſe kaufen kann, nicht ganz überflüſſig, die natürlichen Zähne zu ſchonen? denkt mein Sohn, und vielleicht hat er recht, vielleicht ſpricht die Stimme der alles beſſer wiſſenden Zukunft aus ihm, der Zukunft, wo man Füße und Hände nicht mehr nötig hat da das Automobil die ganze Menſchheit gaßein, gaßaus, treppauf, treppab trägt, wo man nicht mehr ſchreibt, ſondern phonographiert, wo allmählich alle natürlichen Organe überflüſſig und durch beſſere künſtliche erſetzt werden. Warum nicht? Unſre Fußzehen ſind ſchon längſt ganz überflüſſig und zwecklos, während die barfuß laufenden ägyptiſchen Fellachen wie die Auſtralier und Südſeeinſulaner nicht daran denken ſich zu bücken, um etwas aufzuheben. Das faſſen und heben ſie mit den Fußzehen. Wozu dienen unſre Ohrläppchen? Der Südſeeinſulaner durchbohrt ſie, und das Loch iſt ſeine einzige Taſche, worin er Pfeife, Tabak und andre Siebenſachen verwahrt. Die Ziviliſation macht das alles überflüſſig, warum ſoll ſie nicht auch die Zähne überflüſſig machen?

Da haben wir's! Die Logik meines Sohnes hat mich beſiegt. Er ſoll einen Kuchen haben. Vorher aber verpflichte ich ihn zum Suppeneſſen.

„Die Mama hat geſagt, ich ſolle dir keinen Kuchen mehr kaufen, weil du nachher deine Suppe nicht eſſen willſt. Verſprich mir, deine Suppe zu eſſen, und ich kaufe dir einen Kuchen!“

Hans verſpricht es. Warum ſoll er nicht? Für einen Kuchen würde er mir noch ganz andre Dinge verſprechen, würde er Eide ſchwören wie ein Parlamentskandidat.

Ich ſuche ihn in der guten Abſicht zu beſtärken.

„Weißt du, wenn du keine Suppe ißt, dann bleibſt du immer ſo ein kleiner, ein ganz kleiner Bub. Du wirſt dann nie groß wie der Papa, wirſt nie ein Mann, ſondern bleibſt ſo klein, wie du jetzt biſt, kannſt nie arbeiten und wirſt nie Geld verdienen.“

Denn ich muß geſtehen, daß der arme kleine Kerl ſchon jetzt weiß, was Geld iſt und wofür man es bekommt. Und weil man für Arbeit Geld bekommt, liebt er ſo aus der Entfernung die Arbeit und brennt vor Begierde, ſelbſt zu arbeiten und Geld zu verdienen.

„Dann ſchreibe ich Artikel,“ ſagt er, „und du ſpielſt mit dem kleinen Pferd,“ denn irgendwie iſt er auf den hartnäckig feſtgehaltenen Gedanken gekommen, wenn er groß ſei, müſſe der Papa klein werden, er wäre dann der Papa und ich der kleine Bub. So ganz falſch iſt dieſe Vorſtellung ja auch nicht, jedenfalls beſtärke ich ihn egoiſtiſch in der Anſicht, daß er ſpäter für mich arbeiten und ſorgen muß, wie ich jetzt für ihn arbeite und ſorge.

„Also mußt du Suppe essen, viel Suppe, damit du groß wirst und arbeiten kannst.“

„O, ich will Suppe essen und noch mehr Suppe essen und immer noch mehr. Viele, viele, viele Suppe! Und dann will ich wachsen, wachsen, wachsen, so groß, so groß bis an den Himmel!“

Dieser löbliche Vorsatz gefällt mir. Wenn sonst alles in die Brüche geht, kann ich mich dann am Abend meiner Tage als Jahrmarktsbudenbesitzer nähren, indem ich den jungen Riesen zeige. Aber ich möchte doch wissen, warum er so fürchterlich wachsen will.

„Was willst du denn machen, wenn du so groß bist und bis an den Himmel reichst?“ frage ich und erhalte die unerwartete Antwort:

„Ich will die Laternen anstecken!“

„Die Laternen anstecken! Dazu brauchst du nicht bis an den Himmel zu reichen! Du hast doch schon oft gesehen, wie sie angesteckt werden: da kommt ein Mann, der nicht größer ist als ich, der hat eine lange Stange mit einem kleinen Lichtchen oben drin, und damit steckt er die Laternen an. Das ist also nichts. Sag mir, was du machen willst?“

Hänschen denkt eine gute Weile und sagt dann sehr entschieden:

„Ich will einen Kuchen haben!“

Dieser Jüngling weiß wenigstens, was er will, denke ich und kaufe ihm seinen Kuchen, den er auf dem Heimweg verzehrt. Wir müssen über einen kleinen

freien Platz, und hier zeigt mir mein Sohn, daß das Problem trotz des Kuchens nicht aufgehört hat, ihn zu beschäftigen. Hier leuchtet der Mond am Himmel, der uns in den Straßen von den hohen Häusern verborgen wurde, und Hänschen sagt:

„Wenn ich so groß bin, daß ich an den Himmel reiche, dann hole ich den Mond herunter!“

„Den Mond? Warum? Was willst du mit dem Mond machen?“

Meinem hoffnungsvollen Sprößling fällt ohne Zweifel ein blinkblanker neuer Sou ein, den ihm vor ein paar Tagen ein Onkel mit der Bemerkung geschenkt hat, er, der Onkel, sei Soufabrikant und mache solche schöne neue Bronzemünzen, die aussehen wie Goldstücke.

„Wenn ich den Mond habe, dann gebe ich ihn dem Onkel E. und der muß Sous daraus machen!“

VI.

Der starke Hans

Hans hat eine große Untat begangen. Ich weiß nicht recht, wie er es angefangen hat, aber irgendwie ist es ihm gelungen, sei es nun mit oder ohne Absicht, seine Großmutter zu Falle zu bringen.

Diese Schandtat wird ihm vorgehalten, und man sucht ihm das Greuliche und Verwerfliche einer solchen Pietätlosigkeit klarzumachen.

Nachdem man ihm ordentlich zugeredet und ihm gezeigt hat, welch ein abſcheulicher Sünder er iſt, glaubt man, ihn weit genug zu haben, um aus ſeinem eignen Munde das reuige Geſtändnis ſeiner Niedertracht hören zu können.

„Nun, was denkſt du von einem kleinen Buben, der ſeine Großmutter auf den Boden wirft? Was für ein Junge biſt du, der du die liebe Großmutter hingeworfen haſt?“

Hänschen beſinnt ſich ein Weilchen und ſagt dann ſtolz:

„Ich bin ein ſtarker Bub, ein ganz, ganz ſtarker Bub!“

VII.

Die fünf Sinne

Auf der Straße geht einer jener Künſtler vorüber, die den Beſitzern von Hunden und Katzen in Paris ſo nützlich ſind.

Er ruft:

„Voilà le tondeur de chiens! Tond les chiens, coupe les chats, les oreilles!“

Hans ſingt Melodie und Worte dieſes ſchönen Liedes mit und bringt mich damit auf die grauſame Idee, ihn zu fragen, ob wir den Mann hereinholen ſollen, damit er ihm die Ohren abſchneide.

Er hat keine Angſt:

„Er ſchneidet nur die Hunde und die Katzen, nicht die kleinen Buben.“

„Na, vielleicht tut er's doch. Sollen wir ihn einmal fragen?“

Hans bedeckt beide Ohren mit den Händen, während ich fortfahre, ihn zu der Operation zu überreden.

„Was tuſt du denn mit den Ohren? Die brauchſt du ja gar nicht, und ſie ſind ſehr hinderlich, wenn du deine Kappe aufſetzeſt. Es iſt alſo beſſer, wenn wir ſie abſchneiden.“

„Ja, aber das tut weh.“

„Sag einmal, wozu haſt du denn eigentlich deine Ohren?“

Hans weiß es nicht. Ich ſage es ihm und erläutere meine Erklärungen, indem ich ihm bald die Ohren zuhalte, bald ſie freigebe und ihm ſo dartue, daß man durch ſie und auf keinem andern Weg hören kann.

Ich ſetze mein Examen fort.

„Wozu haſt du denn deine Augen?“

„Zum Sehen.“

„Und den Mund?“

„Zum Eſſen.“

„Und die Naſe?“

Ebenſo prompt wie bei den beiden letzten Fragen erfolgt die etwas verblüffende Antwort:

„Um die Butzemänner herauszuholen!“

VIII.

Der liebe Gott

In meinem Wanderleben nimmt eine Fahrt, die ich als Matroſe von Townsville in Auſtralien nach Marſeille gemacht habe und die auf dem kleinen Segelſchiff mit Aufenthalt auf den Südſeeinſeln etwas mehr als ſieben Monate dauerte, einen bedeutenden Raum ein. Da hatten wir an Bord einen Segelmacher, der ein gottloſer Menſch war. Wenn das Eſſen etwas knapp im Logis war, und das war die Regel, pflegte dieſer Sünder ein Tiſchgebet zu ſprechen, das alſo lautete:

„Hab' Dank dafür, Herr Jeſus Chriſt,
Daß du nicht hier geweſen biſt."

Er meinte damit, wenn noch einer mehr mitgegeſſen hätte, wären die Portionen noch kleiner geworden.

Daran hat mich heute Hans erinnert. Die Mutter hatte den Kuchen beim Deſſert hübſch eingeteilt, alſo daß ein Stück übrigblieb.

„Das iſt für den lieben Gott," ſagte ſie.

Hans verzehrte ſeinen Anteil, dann ſchaute er nach dem Stück auf dem Teller und von da ringsherum im Zimmer.

„Der liebe Gott iſt nicht da," meinte er, „alſo gib mir das Stück."

Und er bekam es wirklich.

IX.

Höflichkeit ziemt der Jugend

An der Gartentür hat es geklingelt, und ich bin ans halboffene Fenſter getreten, um zu ſehen, was es gibt. Hans iſt herbeigeeilt und hat den Riegel zurückgeſchoben. Ein Herr im ſchwarzen Gehrock und deutſchem Zylinderhut wird ſichtbar. Ich weiß nicht, woran man eigentlich den deutſchen Zylinder kennt, aber ich kenne ihn auf fünfzig Schritt Entfernung.

Dieſer Zylinder ſpricht zu dem Vierjährigen den folgenden, offenbar im Hotel aufgeſetzten und auswendig gelernten Satz:

„Monsieur l'écrivain Charles Eugène Schmidt demeurerait-il ici?"

Mein Sohn ſtarrt den Frageſteller eine lange Weile ſprachlos an, dann zieht er ſich einige Schritte zurück und ſpricht deutlich, laut und nachdrücklich nur das eine Wort:

„Dummkopf!"

All ihr Heiligen des Himmels! Wie ward mir bei dieſem Wort!

Ich bin hinausgeſtürzt, habe den Fremdling mit dem freundlichſten Lächeln begrüßt und zum Eintreten aufgefordert. Und dann habe ich den Kleinen zu verſcheuchen geſucht, was mir aber nicht gelang, ſondern wodurch ganz im Gegenteil der Böſewicht zum völligen Erſchöpfen ſeines Repertoires gereizt wurde.

Und ich konnte nicht umhin, mich schuldig zu fühlen. Wenn er auf französisch schimpft, wasche ich meine Hände in Unschuld, das geht mich nichts an, von mir hat er das nicht gelernt. Wenn er aber deutsch schimpft, und das versteht er vortrefflich, dann kann ich nichts ableugnen. Von keinem andern als von mir hat er das gelernt.

Ach, hätte ich doch dem Instinkt meines Sohnes getraut, hätte ich doch den Fremdling schimpfend bewillkommt! Ich, der ich meinen Sohn zum Schweigen zu bringen und seine Grobheit durch meine Höflichkeit auszuwischen trachtete, weil ich dachte, unter dem deutschen Zylinder könne am Ende irgendein Brotherr, ein Verleger oder Redakteur stecken, bin damit gründlich hereingefallen.

Es war ein armer Kollege, der mir fünf Franken abpumpte, wenn man das Pumpen nennen kann.

Hätte ich mich meinem Sohne angeschlossen, hätte ich ihn weiterschimpfen lassen, hätte ich mitgeschimpft, dann wären die fünf Franken jetzt noch in meiner Tasche!

Monsieur l'écrivain Charles Eugène Schmidt! Daß dich der Kuckuck! Bin ich ein Gerichtsschreiber? Heiße ich Charles? Heiße ich Eugène? Warum übersetzt der Mann nicht auch noch meinen Familiennamen und fragt nach Monsieur Forgeron oder nach Monsieur Maréchal? Und all das, um mir einen Fünffrankentaler abzuknöpfen!

Dummkopf! hat mein Sohn gesagt. Jawohl, Dummkopf! Aber der dickste bin ich wieder einmal gewesen. Den nächsten deutschen Zylinder, der an die Gartentür kommt, begrüße ich mit der Gartenspritze!